Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ	50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ	— ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ	— ₰
Für einen Monat		1 ℳ	50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ	6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ	— ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ	— ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ	— ₰
Für einen Monat		2 ℳ	— ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ	10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Narren der Liebe.

Novellen

von

Wilhelm Walloth.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.
1894.

Druck von Otto Regel, Leipzig-Neustadt.

Inhalt.

Parisina.

In jenem Gemach seines Schlosses, das zunächst am Löwenturm liegt und dessen Fenster auf den Schloßgarten hinabblicken, stand in diesem Augenblick Markgraf Nikolo III. von Ferrara. Sein von einem grauen Bart umrahmtes Gesicht war stark vom Zorn gerötet, die geschwollene Stirnader verlor sich blau unterm Sammetrand des federwallenden Baretts, die linke Hand, die er auf die grüne Decke des löwenfüßigen Tisches stützte, zitterte. In der Rechten hielt er den weißledernen Handschuh. Einige Diener, die sich in der Nähe der zwischen reichverzierten Thürpfosten hängenden grünen Portiere herumdrückten, blickten ängstlich in das nur allzuenergische, diesmal von einem gespannten Zug entstellte Soldatengesicht ihres Herrn und schienen unschlüssig, ob sie gehen oder bleiben sollten. Der Graf wartete auf Sohn und Gemahlin, von welchen er Abschied nehmen wollte, da ihn Geschäfte für einige Monate nach Rom riefen. Um sich peinliche Gedanken fern zu

halten, fragte er zum drittenmal zerstreut: ob Alles reisefertig sei und erhielt von neuem die zagende, bejahende Antwort. Im Schloß herrschte bange Stille. Unter den Fenstern überm sumpf-grünen Schloßgraben konnte man bereits den Reisezug auf der Straße harren sehen. Die mit bunten Decken behangenen Pferde und aufgeputzten Maultiere scharrten, ihre Glöckchen hallten lieblich durch die milde Morgenluft des Apriltages. Manchmal ertönte auch Peitschenknallen oder das Fluchen eines das Gepäck fester schnallenden Reitknechtes über das Sumpfwasser des Grabens herauf. Jetzt trat der bejahrte, etwas gebückt gehende Hausverwalter Franzesko ein und fragte, sein Käppchen abnehmend, verlegen: ob denn Se. Durchlaucht Sohn und Gemahlin zu gleicher Zeit — oder nacheinander zu sprechen wünsche —?!

„Warum denn nicht zugleich?" fuhr der Graf auf. Der Alte erschrack, setzte aus Verwirrung sein Sammetkäppchen wieder auf den kahlen Schädel und stammelte: er habe nur gedacht — weil — weil —

„Nun?" herrschte der Graf, einen schielenden Blick auf ihn werfend.

„Herr," murmelte der Diener beklommen, „Ihr wißt, in welch beständiger Feindschaft Beide" — —

Aber das Wort: „leben,“ kam ihm nicht mehr aus dem Mund.

„Bei den Gebeinen der Este, meiner Vorfahren, das bekritteln schon die Diener?“ brauste der Fürst auf, „Mensch was-geht Dich das an — geh’ rufe Beide — zugleich sollen sie hier erscheinen — ich befehl’s. —“

Der Alte war zitternd, ganz zusammengekrümmt, zur Thür hinaus gehuscht, während ihm der Graf noch einmal zornig nachrief: „Ich, — hörst Du — der Herr Ferraras — zugleich —!“

Der Fürst setzte sich, ein wenig angegriffen, auf den hochlehnigen Stuhl und brütete traurig vor sich hin, während von der Straße herüber das Scharren der Pferde und das zudringliche Gelächter, der sich ansammelnden Volksmenge durch die geschlossenen Fenster gedämpft heraufscholl.

So also stand’s bereits!

Die Diener erinnerten ihn sogar an den Zwist im eigenen Haus, der ihm noch die letzten Lebenstage verbitterte! Warum hatte er auch, nachdem ihm sein erstes Weib gestorben war und ihm einen Sohn hinterlassen, den er aufrichtig liebte, warum hatte er seine letzten Tage an ein junges Weib geknüpft, er der stets den Weiberfeind gespielt und sich noch mit der Weisheit seiner Gering-

schätzung dieses Geschlechts gebrüstet! Wollte sich die erbitterte Natur nun rächen; weil sie ihn gezwungen, diese Parisina Malatesten zu lieben, wie er noch nie ein Weib geliebt — er ein 60jähriger Graukopf? Mußte er nun im Faschingszug der Liebe einen Narren machen? Nein! verhöhnen lassen wollte er sein graues Haar nicht — — — seine derbe mit blonden Härchen besetzte Soldatenhand hatte entrüstet auf den Tisch geschlagen, ohne daß er es wußte. Der Schall weckte ihn aus seinen Grübeleien. Als er die immer ein wenig entzündeten, unter weißen Brauen rollenden Augen hob, eilte gerade von neuem der Hausverwalter herein und rief halbschreiend mit vor Schreck ganz albernem Gesichtsausdruck:

„Herr — er will nicht!“

„Was — wer?“ frug der Graf, noch in seine Grübeleien vertieft. Einer der Diener hatte über die burleske Schreckensgeberde des Verwalters gelacht und schlüpfte eilig aus dem Zimmer. Mit weinerlicher Stimme gab der Verwalter dem Herrn zögernd zur Antwort:

„Euer Sohn Hugo —“

„Will — will nicht — kommen?“ fragte der Graf.

„Sein Freund Pietro liest ihm gerade aus

dem Plato vor —" flüsterte der alte Diener beschämt. Nikolos aufwallender Grimm mischte sich mit einem bitteren Schmerzgefühl, das nun in seine harten Züge einen weicheren Ausdruck malte.

„Sage ihm," hub er mit bedächtiger, aber sehr energischer Betonung an, „wenn er nicht auf der Stelle vor mir erschiene, käme ich zu ihm — als Fürst! und dann — werde ich ihm auch etwas vorspielen —."

Er wollte sagen „vorlesen", da er aber vom Zorn betäubt, nicht recht zugehört, glaubte er verstanden zu haben: Pietro spiele dem Sohn auf der Flöte vor.

Der bestürzte Verwalter eilte davon.

Nikolo bereute seinen letzten heftigen Zusatz. Es heimelte ihn auf einmal eine wundersame Trauer an, da er nun den deutlichen Beweis vor sich sah, wie seine eigenen Angehörigen ihn zitternd mieden. Jetzt, wo er für lange Zeit Abschied nehmen, eine gefährliche Reise antreten wollte, zeigte man ihm nicht einmal eine Spur von herzlicher Teilnahme?

Bin ich denn wirklich so abstoßend? Liegt die Schuld an mir? grübelte er. Es ward ihm selbst unbehaglich vor dieser kalten Leere, die er um sich her verbreitet und er nahm sich ernstlich

vor den Druck, den er auf seine Umgebung auszuüben für nötig fand, aufzuheben. Es machten sich schon die Gebrechen des Alters bei ihm bemerkbar und es könnte eine Zeit kommen, wo er gänzlich auf die Hilfe seiner nächsten Umgebung angewiesen war. Es galt also doch wohl sich die Liebe derselben vorher zu erwerben, ehe es zu spät war und ein einsames Greisenalter ihm die Schauer des Grabes noch verhaßter machen mußten. Während er so mit sich selbst ein stummes Zwiegespräch führte, war Parisina seine Gemahlin, geleitet von einigen Dienerinnen durch die Portiere ins Zimmer getreten. Sie war eine hohe, etwas allzuschlanke Erscheinung, mit kalten, marmorstarren Zügen und Bewegungen, aus welchen eine gewisse, selbstbewußte, stolze Resignation sprach. Auch ihr ging es wie den Übrigen, sie wagte sich nicht gerne in die Nähe ihres immer übellaunigen Gatten. Nikolo hatte sie bemerkt, that aber als sähe er sie nicht, um zu beobachten wie weit das Mißtrauen der Seinen gehe. Erst als sie in edler, aber ablehnender Haltung, mit verhärmter Miene vor ihm stand, erhob er sich und sah ihr mit jenem unbeholfenen Lächeln eines Mannes ins Gesicht, der weiß, daß es ihm nicht gelingt liebenswürdig zu sein und fühlte, daß man, wenn er sich

nun doch einmal herzlich zeigt, diese Veränderung nicht versteht, sie gar für Heuchelei hält. Er bemerkte auch sofort an dem verwunderten, fast erschrockenen Gesichtsausdruck seines Weibes, mit dem sie sein Lächeln erwiderte, daß diese neue Larve, die er aufzusetzen für gut fand, eher von neuem einen abstoßenden Eindruck auf ihre Seele machte. Trotzdem ließ er sich nicht wieder von seiner bösen Laune hinreißen, wenn er auch das Gefühl hatte, eine etwas wunderliche Rolle zu spielen. Parisina war eine jener gelehrten, mit fast männlichen Talenten und Charaktereigenschaften ausgestatteten Frauen, wie sie in dieser Zeit der geistigen Wiedergeburt den Männern ganz besonders imponierten. Sie stand in ihrem schmucklosen weißen Gewande vor ihm, die lange Schleppe in der linken Hand haltend, mit zur Seite geneigtem Haupte, nicht wie eine Gattin, die den Abschied des Gatten betrauert, eher wie eine trotzige Dienerin, die mit widerwilliger Ergebenheit Befehle in Empfang zu nehmen bereit ist. Er betrachtete mit Wohlgefallen ihre nicht unschönen, aber etwas stark ausgeprägten wachsfarbenen Gesichtszüge, die fast männliche Stirne, die scharf gebogene Nase. Diese geistig bedeutenden, aber harten, starren Züge hatten die äußerste Grenze der Magerkeit erreicht, ohne bis

jetzt häßlich zu erscheinen, wenn aber Schmerz oder Leidenschaft noch ein Jahr länger in ihnen wüteten, mußten sie den letzten Rest von Schönheit und selbst jenen interessanten Ausdruck von tiefer seelischer Erkrankung verwischen.

Er geriet ein wenig in Verlegenheit, die sich bei seiner rauhen Art in fast komischer Weise äußerte.

„Bist Du leidend?“ fragte er, um nur etwas zu sagen.

Sie schlug ihr schwarzes Auge zu ihm auf, das tief in bräunliche Ringe gebettet ruhte. Zum ersten Mal überraschte ihn das Verzehrende, Sehnsüchtigkranke dieses Blickes. Als sie jetzt die Lippen öffnete rang sich aus deren feinem Muskelspiel ein schmerzliches Lächeln, während die Augen ganz starr und ausdruckslos-wild in der Ferne hafteten, wie die einer Wahnsinnigen. Dieser Kontrast zwischen Auge und Gesicht flößte dem zwar heftigen, aber durchaus nicht herzlosen Fürsten momentan jenen Schrecken ein, der selbst herrschsüchtige rohe Geister dem Dämonischen gegenüber zuweilen befällt.

„Leidend?“ fragte sie verwundert, „seit wann erkundigst Du Dich nach meinem Befinden?“

Nach einer unbehaglichen Pause sagte er, wäh-

rend er seinen weißledernen Handschuh mit nervöser Hast anzog: „Wenn Du Dich über irgend eine Sache abhärmst — soviel erkenne ich, daß Du nicht um mich — den Abreisenden trauerst —.“

„Ja — und hast Du Dir denn je Mühe gegeben, Deine Umgebung so zu behandeln, daß sie Dich, wenn Du gehst, vermißt, wenn Du kommst freudig begrüßt?“ sagte sie im Tone höhnischen Erstaunens.

Ihr Vorwurf erregte diesmal nicht seinen Ärger. Er liebte seine Gattin, wenn er es ihr auch nicht in der rechten Weise zeigen konnte, und nickte nur träumerisch mit dem grauen Haupte.

„Ist wahr,“ begann er, sich mit der breiten Hand über die gerunzelte Stirn fahrend, „sehe es jetzt ein — hätte manchmal anders sein sollen — aber Du mußt Nachsicht mit einem Kriegsmann haben, denn erstlich geht mit der Vertraulichkeit stets ein gut Stück Würde verloren und ein Fürst kann in unsern Zeiten nie genug Ehrfurcht von seiner meist unzufriedenen Umgebung ertrotzen — dann aber glaube ich, liegt es mir nun einmal nicht im Blut, mich zärtlich zu zeigen, daraus darfst Du indes noch nicht schließen, daß ich hart und aller Menschlichkeit bar sei —.“

Sie hatte mit anfangs ablehnendem Staunen

diesem halb unwillig abgelegten Selbstbekenntnis gelauscht. Dann ging sie aus ihrem zurückhaltenden Tone ein wenig heraus, räusperte sich und sagte mit frostigem überlegenem Lächeln:

„Ich — verzeih' — ich hatte geglaubt —“

„Und — was?“

„Du seiest wirklich das, was Du scheinst —“

„Ein Tyrann?“

„Ja!“

„Ich könnte vielleicht einer werden, wenn man mich dafür hält,“ brauste er ein wenig auf, mäßigte sich dann aber gleich wieder und fuhr ruhiger fort: „ach was — ihr verstandet mich nicht — kein Mensch versteht mich — Unsinn! was sie nur wollen! werde doch nicht als alter, flennender Klosterbruder in meiner Markgrafschaft um Almosen betteln sollen? Reden wir aber von Vernünftigerem. Du siehst — ich muß für längere Zeit nach Rom. Es handelt sich, wie Du vielleicht weißt, um den Besitz von Modena, den mir der Papst streitig machen will. Es werden wichtige Verhandlungen geführt werden, die Reise nach Rom ist keine ungefährliche — es ist immerhin sehr fraglich — Gott allein weiß es — ob ich gesund oder ob ich überhaupt wiederkehren werde.“ Er beobachtete sie scharf und bemerkte mit einiger

Genugthuung, daß beim wärmeren Ton seiner letzten Worte ein flüchtiger Schatten über ihr vorher völlig gleichgültiges Gesicht glitt.

„Mein Gemahl," entgegnete sie mit ihrer tiefen, stets etwas belegten Stimme, „Du wirst wiederkehren —."

„Ist Dir viel daran gelegen, daß ich's thue?" fragte er lächelnd und setzte, da sie ein wenig erschreckend schwieg, hinzu: „ich fürchte, die Antwort wird Dir nicht leicht? Nun, ich halte ja die Gewalt in Händen, und so könnte mir's gleichgültig sein, was Andere während meiner Abwesenheit von mir denken. — Es ist durch meinen Rat dafür gesorgt, daß die Staatsgeschäfte ihren gewohnten Gang weiter gehen und daß kein Verrat mir das Scepter zu entwinden droht. Dergleichen fürcht' ich auch nicht. Aber die Gewalt befriedigt nur den Kopf und ist ein schlechter Ersatz für die Bedürfnisse des Herzens —."

Er stockte und fuhr dann mit gedämpfter Stimme fort:

„Ich möchte in der Seele derer die hier bleiben, nicht Furcht vor meinem Wiederkehren zurücklassen —."

Nochmals innehaltend setzte er mit noch treuherzigerem Tone hinzu:

„Sprich Parisina — wie stell' ich's an, meine Fehler wieder gut zu machen und in Deiner Erinnerung zu stehen als ein Mann, der zwar ungestüm von Sitten, doch weicher von Herzen war, als die Welt gemeinhin annahm? —"

Die sonderbare rauhe Innigkeit dieser Frage riß Parisina ein wenig aus ihrer kühlen Teilnahmlosigkeit.

„Es scheint mir," sagte sie sanft, aber immer noch wie von einem müden Druck überschleiert, „wir haben uns bisher Beide nicht so betragen, wie es notwendig wäre, um ein gegenseitiges Verstehen zu ermöglichen. Wir hätten unsere Mahlzeiten gemeinschaftlich einnehmen, uns öfter unterhalten sollen — kurz — ich habe mich in Dir, Du hast Dich in mir getäuscht — der Abschied scheint endlich die Scheidewand zwischen uns wegzunehmen — eine Reise ist ja wie ein kurzes Sterben — und vor'm Tod gesteht man sich gerne die Wahrheit, läßt man ohne sich zu schämen, den Andern einen Blick in sein Inneres werfen —."

„Ist mir lieb," sagte er in seiner rauh-herzlichen Art, „daß endlich eine Gelegenheit kam, uns übereinander aufzuklären. Du wirst finden, daß, wenn Du mich richtig behandelst, mir nicht widersprichst, wenn mich der Zorn übermannt, daß ich

Dir alsdann ein treuer und liebender Gatte bin. Ich werde auch von jetzt ab, wenn ich wiederkehre, an Deinen Vergnügungen Gefallen zu finden suchen. Du sollst mir aus Deinen alten Griechen und Römern vorlesen, mir selbstverfertigte Gedichte deklamieren, oder auf Laute und Orgel vorspielen — Du weißt, wenn ich auch nicht viel von ihnen verstehe — ich ehre und schätze die Künste gerne — es macht sich immer gut — und giebt dem Hof ein gewisses Ansehen —."

Er hatte ihre Hand ergriffen, die Apathische an sich gezogen und einen Kuß auf ihre kalte Stirn gedrückt, den sie indes mit geschlossenen Augen und mit einem kaum bemerkbaren inneren Schauder über sich ergehen ließ. Doch offenbar bereute sie den Ekel, der momentan in ihr aufgestiegen war und versuchte nun, während sie leicht errötete, durch rasches, anhaltendes Sprechen, das Schuldgefühl, das auf ihr lastete, zu verscheuchen.

„Schreibe mir zuweilen," bat sie mit einschmeichelnder Stimme, „fehlt's Dir denn auch nicht an warmen Decken? Ach, Du weißt, ich habe nicht viel Sinn für dergleichen — aber man muß doch auch daran denken — haben die Diener gut für Deine Reiseausstattung gesorgt? Ja? Du solltest

aber dennoch den Arzt mit Dir nehmen! Und hüte Dich nur vor der Fieberluft Roms — ach! und doch noch mehr vor den feurigen Blicken der Römerinnen. Und dann — auch vor der Händelsucht der Römer und der Tücke der Kardinäle. Dies Rom muß ja aller Beschreibung nach ebenso prächtig, als verrucht sein. Wenn Du aber bei einem römischen Goldschmied einen schönen Ring siehst," setzte sie, die an Schmuckgegenständen eigentlich nie Gefallen gefunden, hinzu: „darfst Du ihn mir schon mitbringen."

Er betrachtete die zärtlich Besorgte mit freudig erregten Blicken, während er ihre hastig hingeworfenen Fragen mit kurzen Zwischenwürfen beantwortete. Seiner derben, schwerfälligen Natur entging das gemachte, gekünstelte, das in ihrer schelmischen Art herzlich sein zu wollen, versteckt lag.

„Warum müssen wir uns jetzt erst verstehen," rief er bewegt.

„So zerstört auf Erden der Mensch mit eigener Hand sein Glück," philosophierte die in den alten Klassikern Wohlbewanderte.

Er stimmte ihr bei und winkte einem Diener, dem er ein Wort ins Ohr flüsterte. Während der Diener ging, fiel Nikolos Auge auf die Seitenthüre, durch deren zurückgeschlagenen Vorhang er

eben seinen Sohn Hugo kommen sah. Derselbe, ein zwar schöner aber kränklich aussehender Jüngling von 21 Jahren, hielt während des langsamen Näherkommens ein Buch vor die Augen, in dem er eifrig las. Sein Anzug war etwas vernachlässigt, die anliegenden Hosen warfen Falten, die Knöpfe am Sammetwams fehlten teilweise und das rote Unterfutter der durchbrochenen Ärmel schien sogar stellenweise zerrissen.

Als nun Hugo am Thürpfosten angelangt, einen Augenblick stehen blieb, rasch noch eine Seite umschlug und erregt eine Stelle des Buch's überflog, bemächtigte sich des Fürsten wieder der alte Grimm.

„Nun?“ flüsterte er leise seiner Gemahlin zu, „man wirft mir vor, ich sei zu strenge gegen meinen Sohn? Jetzt sieh ihn Dir doch an, in welchem Aufzug der Träumer da zu mir kommt —.“

Parisina hatte den Kopf abgewendet. Hugo, durch ein Geräusch gestört, schlug das Buch zu, steckte es in das, an der Brust offene Sammetwams und sah aufatmend, wie Einer der aus einem schönen Traum erwacht, um sich.

„He!“ fuhr ihn der Vater an, „ausgeschlafen?“ Hugos Züge nahmen einen leidenden Ausdruck an, es schien, als wolle er wieder umkehren, da sein Blick auf Parisina, seine Stiefmutter fiel.

Der Markgraf herrschte ihm indes ein strenges: „Hiergeblieben!“ zu.

Als Hugo zögernd, finster zur Seite blickend, näher kam, Parisina, verstört unter sich sehend, zu zittern begann, vermochte der Fürst kaum, trotz der Nähe der Dienerschaft, seinen Ärger über den alten Familienzwist zu unterdrücken.

„Glaubt ihr, ich wollte das länger ertragen?“ schnaubte er mit heiserer Stimme die Beiden an, „daß die Bürger Ferraras, immer bereit ihrem Fürsten was anzuhängen, mein Familienleben bespötteln? Die Diener sogar? Daß ich während meiner Reise stets denken soll: jetzt etwa vergiften sie sich zu Hause gegenseitig? Und was ihr nur für Gründe haben mögt, euch ewig zu befehden — vielmehr nie ein Wort mit einander zu reden? Was? Heraus damit — He! darf ich die Gründe erfahren?“ setzte er lauter hinzu. Beide antworteten nicht, auch da er die Frage wiederholte.

„Also Launen?“ fuhr er polternd fort. „Nichtigkeiten! Wart', ich will euch lehren starrsinnig sein! Du, Hugo, bist ein undankbarer, ganz — ja ganz undankbarer Sohn — daß Du mir's vergst, Dir eine zweite Mutter gegeben zu haben.“ — Die Stimme versagte ihm, er rang nach Luft. Hugo sah erschrocken zum Vater auf.

„Was thu ich?“ stieß er empört heraus.

„Was? Nun — etwa nicht?“ polterte der Vater erstaunt.

„Ach — Unsinn —,“ wies der Sohn den Verdacht ab.

„Aber bei den Gebeinen der Este — was ist die Ursache, daß Du deine Stiefmutter stets meidest?“

„Schweigen wir nicht besser hiervon?“ bat Hugo mit trauriger Miene.

„Ich will Antwort haben —.“

„O Gott!“ seufzte der Sohn, „Vater — zu was zwingst Du mich! Da müßte ich Dir eine lange Abhandlung halten — ist denn Gleichgültigkeit Haß? Hab' ich Dir je Veranlassung gegeben, mich der Unkindlichkeit zu zeihen? — ich suche sie vielleicht nicht auf, aber ich meide meine Mutter auch nicht — ich bin zu allem bereit — auch zur Versöhnung, wenn ich mir hierdurch nur meinen Frieden erkaufen kann. — Die Muße, um mich meinen Künsten und Wissenschaften widmen zu können —.“

Nikolo atmete auf.

„Ich begreife euch nicht,“ sagte er kopfschüttelnd sich an sein Weib wendend, „und Du, Parisina? Ich will nicht hoffen, daß Du meinen Sohn hassest —?“

Parisina sah nicht empor.

„Nein,“ flüsterte sie zitternd.

„Dies ‚Nein!‘ klingt fast wie ein ‚Ja doch!‘“ fuhr Nikolo auf, „was hast Du an ihm auszusetzen? — Wie? Ist er nicht begabt, schön von Gestalt — ritterlich und gutherzig?“

„Ach — ja — ich weiß das,“ lispelte Parisina in tödlicher Verlegenheit.

„Weißt das? Weib — Weib — bei den Martern des Heilands — ich verstehe Deinen Widerwillen nicht,“ sagte der Markgraf schmerzlich bewegt, „aber Widerwillen ist vorhanden, Du wirst mich nicht leicht vom Gegenteil überzeugen —.“

„Widerwillen? das wohl nicht —,“ suchte ihn Parisina zu beruhigen, „früher vielleicht — auch jetzt — nun ja! Ich habe vielleicht manches an Hugo auszusetzen. — Gott bildet nun einmal nicht alle Menschen gleich — einige sind liebenswürdig — and're nicht — aber vor Allem — fürchtete ich, er sei auf mich erzürnt — weil ich ihn aus Deinem Herzen verdrängen könnte —.“

Hugo geriet in Unruhe.

„Das fürchtete ich niemals,“ sagte er rasch, „weil ich längst wußte, daß es bereits geschehen ist —.“

„Was ist geschehen?“ fragte Nikolo, „was muß

ich da hören? Hollah! gehen mir die Augen auf —?"

„Du siehst Herr," sagte Parisina, „in welchem Wahn der Arme lebt —."

„Hugo — erkläre dich deutlicher," bat Nikolo ein wenig betroffen, „Du wähnst — woraus schließest Du das — Du wähnst, Dein Vater liebe Parisina mehr als den Sohn?"

Hugo zuckte finster die Achseln.

„Kind — Kind — mache mir keine Thorheiten," fuhr der Graf fort, „setze Dir nichts in den Kopf — wenn es vielleicht auch manchmal so aussah —," er errötete leicht, räusperte sich und suchte seiner unsicher werdenden Stimme festeren Klang zu geben:

„Ist keine Ursache vorhanden, habe Raum für euch beide im Herzen — ziehe Niemanden vor —! verlange aber Gehorsam und gutes Einvernehmen — will nichts mehr hören — bei meinem fürstlichen Zorn — nichts mehr hören von Streitigkeiten und Unverträglichkeiten, und jetzt — gebt Euch vor meinen Augen die Hände —."

Beide zögerten. Der Markgraf wiederholte seinen Befehl, und als ihm immer noch nicht Folge geleistet wurde, packte er, soldatisch derb, Hugos Hand mit der Linken, Parisinas Hand mit der

Rechten und zwang die beiden widerstrebenden Hände mit gewaltsamem Druck sich gegenseitig zu umklammern.

„So will ich's sehen," rief er dabei, „und das für immer. —"

Als Hugo das Zusammenzucken seiner Stiefmutter bei Berührung seiner Hand bemerkte, geriet auch er in eine eigentümliche Verwirrung, die dadurch noch verstärkt wurde, daß aus dem Nebensaal eine Stimme plötzlich: „O herrliches Schauspiel!" rief. Ugoccion Kontrario, der erste Rat des Fürsten, stand in der Thüre und gab als gewandter Hofmann seinem Entzücken durch schmeichlerische Geberden Ausdruck. Der Markgraf, ergrimmt darüber, daß man die häusliche Scene beobachtet, ließ die Hände der Beiden los, schluckte aber seinen Ärger hinab und winkte dem Rat näher zu kommen, während die beiden gewaltsam Versöhnten eiligst, als fürchteten sie sich vor einander, die verschlungenen Hände lösten; hierbei geschah es, daß sich Hugos ausgezackter Fingerring in der Spitzenkrause von Parisinas Ärmel verhäkelte. Hugo nestelte an der Krause, als aber Parisina mit Purpur übergossen zu ihm aufsah, streifte er rasch seinen Ring vom Finger, der dann in dem feinen Gewebe des Ärmels hängen

blieb und trat an das Fenster des Saals, durch das er ins Freie hinaus sah.

Nikolo redete sofort in strengem Ton mit dem Rat von Regierungsangelegenheiten und traf noch einige Anordnungen. Gleich darauf trat der Diener, dem er vorhin zugeflüstert, in den Saal und brachte auf einem roten Sammetkissen ein prächtiges goldenes Stirnband, bei dessen Anblick der Fürst, da er der mißtrauischen Worte des Sohnes gedachte, in nicht geringe Verwirrung geriet. Er faßte sich jedoch und ließ, während er mit dem Rat weiter verhandelte, auch noch etliche Schriftstücke unterzeichnete, seiner Gemahlin den Schmuck überreichen, hinzusetzend, er habe ihr vor seiner Abreise noch eine kleine Freude bereiten wollen. Parisina, die stets schmucklos ging, da ihrer, auf Künste und Wissenschaften gerichteten Natur weibliche Eroberungskünste ziemlich fern lagen, schien überrascht, stellte sich jedoch äußerst erfreut und dankte dem Gatten in übertriebener, gekünstelter Weise für seine zärtliche Aufmerksamkeit, indes Hugo finster, bald errötend, bald erblassend vor sich hinstarrte.

Als nun vom Fenster eine herausfordernd lustige, zur Abreise mahnende Trompetenfanfare heraufschmetterte, schüttelte der Graf ein wenig

erregt seinem ersten Rat die Hände, küßte mit feuchten Augen nochmals seine Gemahlin und trat auch vor den in sich versunkenen Sohn.

„Und Dir Hugo?" fragte er freundlich, „was darf ich Dir zum Geschenk anbieten ehe ich gehe?"

„Da Du mich vergessen zu haben scheinst — nichts!" sagte der Sohn mürrisch.

Parisina trat, als der Graf sich auf die Lippen beißend, sich eifrigst besann, was er dem Sohn etwa rasch noch gewähren könnte, einen Schritt näher.

„Mein Herr und Gatte," sagte sie, „darf ich für Deinen Sohn ein Geschenk wählen?"

Nikolo, erfreut ein Zeichen gegenseitiger Annäherung zwischen beiden zu sehen, führte eine zustimmende Geberde aus.

„Hier steht Kontrario, Dein erster Rat," fuhr sie fort, „auf seine Schultern allein hast Du die ganze Last der Regierung gebürdet. Dein Sohn steht Dir aber doch näher als Dein Minister — wäre es nicht wohl angebracht — wenn Du Deinem Sohn einen Teil der Regierungsgewalt überträgst?"

Die Züge des mißtrauischen Markgrafen verfinsterten sich, als aber Hugo sogleich erklärte, man möge ihn mit solcher Last, die ihm nur Langeweile

bereiten werde, verschonen, hellten sie sich wieder auf. „Meine Gemahlin rät nicht schlecht,“ sagte er, „Du bist alt genug, um einen Einblick in die Staatsgeschäfte zu erlangen —.“

Dann sich an Kontrario wendend fügte er nachlässig, da ihm die Angelegenheit unbequem war, hinzu:

„Von heute ab hat mein Sohn Sitz und Stimme im Rat —.“

Kontrario verneigte sich, während Hugo gleichmütig mit den Achseln zuckte. Alsdann verließ der Markgraf sichtlich bewegt unter sich blickend den Saal. Niemand sprach ein Wort, es herrschte Stille wie bei einem Leichenbegängnis.

Als sich der Fürst aufs Pferd geschwungen und sich der Reisezug in Bewegung setzte, nahm er noch einmal lächelnd, um seine Rührung nicht zu verraten, vor der am Fenster stehenden Gemahlin den Hut ab. Diese winkte ihm zu und trat absichtlich ein wenig bei Seite um dem Abreisenden noch einen letzten Blick auf den im Hintergrund stehenden Sohn zu gewähren, auf welchen sie auch noch einmal hinwies, wofür ihr der Graf durch ein ernstes Kopfnicken dankte. Erst als das Glöckchen des den Zug schließenden Maultiers in den ferneren Straßen Ferraras ver-

hallt war, wendete sich die Fürstin, die aufsteigende Glut ihrer Wangen zurückdrängend, dem Stiefsohn zu, der teilnahmlos in der Nähe des Tisches stehen geblieben war und jetzt sein im Wams verborgenes Buch langsam wieder hervornahm. Beide waren allein im Saal, von der Straße herauf verloren sich die Stimmen des sich allmählich zerstreuenden Volks; durch die öden Korridore des Schlosses hallten die Schritte der Diener oder Wachen.

„Hier gebe ich Euch Euren Ring zurück,“ sagte sie leise, ihm das aus der Ärmelkrause befreite Kleinod zögernd überreichend. Er nickte und behielt den Ring, ohne ihn an den Finger zu stecken, in der Hand. Als er hierauf sich zum Gehen wenden wollte, bemerkte er, daß sie, zwischen Zutraulichkeit und Verlegenheit schwankend, die Lippen geöffnet, um noch Etwas zu sagen. Halb abgewendet, blieb er mit der Miene eines Zuhörenden, der zwar keine Zeit hat, aber doch nicht unhöflich sein möchte, stehen. Hierbei fiel ihm unangenehm das Zerfahrene, Zerrüttete im Benehmen seiner Stiefmutter auf, das plötzlich nach der Abreise des Gatten über sie gekommen war, wie er auch von dem sonderbar Schwellenden ihres Blick's peinlich berührt wurde, ohne daß er,

der mehr in Büchern, als in der Welt Erfahrene, hätte sagen können warum.

„Wolltet Ihr schon gehen?“ fragte sie mit verschwimmender, tiefer Stimme.

„Ja — aber wenn Ihr mir noch Etwas mitzuteilen habt —?“ ermunterte er die Zagende zerstreut.

„Ach! nein!“ meinte sie, „ich habe nur sagen wollen —“. Sie stockte, während er eine fragende Miene annahm.

„Ich meine,“ begann sie von neuem, „wir sollten den Versöhnungsbefehl Eures Vaters ernster in Berücksichtigung ziehen —.“

Er schien einverstanden und sie fuhr fort:

„Und ihm gemäß leben —.“ Da er auch hiergegen nichts einzuwenden wußte, setzte sie hinzu:

„Wäre es nicht besser für uns Beide?“ Sie sah beschämt zu Boden.

„Es möchte schon sein,“ entgegnete er in seiner träumerischen Weise, aber immer mit einem gewissen Unbehagen, den Kampf in seiner Stiefmutter bald errötendem, bald erblassendem Gesicht beobachtend.

„Ich weiß, daß Ihr großen Wert auf die Kenntnis der Alten legt,“ fuhr sie lebhafter fort. Er nickte nachlässig.

„Auch ich," fügte sie hinzu, „beschäftige mich, wie Ihr wißt, mit dem Studium derselben —." Da er dies anerkannte, meinte sie:

„Sollten wir nicht beide gemeinsam —"

Aber er richtete sich empor und schnitt ihr mit einer ablehnenden Gebärde das Wort ab.

„Das Studium der Alten ist eine heilige Sache," sagte er ernst, „es muß betrieben werden wie das Gebet — einsam, im stillen Kämmerlein! Höchstens kann ich mir denken, daß gleichgesinnte Männer gemeinsam sich demselben widmen könnten! Poesie, Philosophie sind keine dirnenhafte Künste, wie die Musik, die sich in Schänken und Tanzsälen öffentlich entehren lassen muß —" und in sein lautes Denken verfallend, fuhr er fort:

„Den Tiefsinn eines Aristoteles mit einem Weibe zu ergründen suchen? Ihn, den kaum ein männlicher Geist zu fassen vermag? Blasphemie! Mein Homer, mein Virgil, was würdest du dazu sagen, wenn Weiberlippen dich verständnislos herplapperten? Waret ihr nicht Männer, nur darauf bedacht, Männer zu begeistern? Aber" — brach er ab — „verzeiht — ich bin unter den Griechen ein wenig zum Griechen geworden und rede da in einer Sprache, die Euch notwendig verletzen muß —."

Sie hatte gespannt auf seine Worte gelauscht und entgegnete jetzt zwischen Spott und Freundlichkeit schwankend:

„Ich habe immer daran gezweifelt — aber nach Eurer Rede zu urteilen ist es doch kein leeres Geschwätz müßiger Höflinge?“

„Was?“ fragte er.

„Man hat mir gesagt — mein Stiefsohn sei ein Weiberfeind?“

Er hob den Kopf ein wenig in die Höhe und lächelte beinahe geschmeichelt.

„Ein Weiberfeind? Nun! ich feinde die Weiber nicht an,“ sagte er mit einem gewissen Stolz die schwarzen Locken in den Nacken schüttelnd, „begreife aber freilich auch nicht, warum sie jene Verehrung und Bewunderung verdienen sollen, mit der sie der größte Teil der Männer überschüttet — und sich dadurch zu Narren von Närrinnen erniedrigt —.“

Ein lauernder, verzehrender, fast gehässiger Blick traf ihn.

„Ja —? wirklich?“ fragte sie lächelnd, „auf Euch macht weibliche Schönheit keinen Eindruck?“

„Kaum!“ sagte er wegwerfend.

„Doch sind die Maler und Bildhauer aller

Zeiten bemüht gewesen, die Schönheit des weiblichen Körpers zu verewigen?"

„Ihr wißt, die Griechen verachteten das Weib," engegnete er, „und dann — in Kunstwerken läßt sich der weibliche Körper gewiß schön darstellen — halten wir uns aber an die Natur, so möchten unter hundert Weiber kaum zwei vollkommen schöne, unter hundert Männer mit Leichtigkeit zehn vollkommene gefunden werden —."

„Ihr schmeichelt wahrlich nicht," wandte sie fast verächtlich ein.

„Doch schmeichle ich mir, in dieser Beziehung einen großen Vorgänger gehabt zu haben," fuhr er in dozierendem Tone fort, „denkt an Euripides! Er kannte das Weib und haßte es, wie es jeder auf das Hohe gerichtete Geist hassen muß! Hat er uns nicht ein wahres Beispiel des weiblichen Wesens, dieser Zusammensetzung von Genußsucht und Heimtücke hinterlassen in seinem Hippolyt?"

Die Erwähnung dieses Trauerspiels versetzte ihr innerlich einen Stoß; sie hatte den Kopf abgewendet, faßte sich aber gleich wieder und lächelte, während er dem Hippolyt des Euripides nachdeklamierte:

„O Zeus, warum zum Schaden aller Männerwelt
Hast du der Weiber falsch Gezücht ans Licht gebracht?"

Sie erzwang ein Gelächter.

„Ihr seht mich erstaunt an, mein Hugo," sagte sie, „weil diese Stelle weniger meinen Unwillen als meinen Spott erregt. Nun, schafft ihr Männer uns nur ab und seht dann zu, wie ihr ohne uns, etwa in Krankheitsfällen, oder als Neugeborene zurecht kommt. Aber wisset, ich kenne die Stelle genau, ich lese gerade mit meinem Lehrer Hieronymus den Hippolyt des Euripides — diese Verse sind die unsinnigsten, lächerlichsten, die je einem Tragiker die Muse eingegeben und sie gehörten besser in ein Lustspiel von Aristophanes —." Nun war des Arglosen philosophisches Interesse lebhaft geweckt.

„So?" begann er sogleich, „ich will jene Stelle nicht in Schutz nehmen; sie ist wohl übertrieben — es klingt freilich lächerlich, wenn er den Göttern den Vorschlag macht, sie sollten sich die Kinder abkaufen lassen, anstatt sie durch die Weiber in die Welt zu bringen — aber wo steht Ihr eben? Bei welcher Scene? Erinnert Ihr Euch der schönen Stelle:

— O richtet mich auf, o stützt mir das Haupt!
Ich fühle die Bande der Glieder gelöst . . . —

„Gewiß," fiel sie ihm ins Wort, „an dieser Stelle sind wir ungefähr angelangt — wie wahr

hat hier Euripides den Seelenzustand dieser vor Liebe rasenden Frau dargestellt — erinnert Ihr Euch, wie sie mit schwärmerisch, in der Ferne verlorenem Blick sich danach sehnt, im Gebirg den scheckigen Hirsch zu hetzen? — offenbar nur deshalb, weil sie weiß, daß ihr angebeteter Hippolyt ein eifriger Jäger ist und sie ihm zu begegnen hofft? —"

„Gewiß," fiel der Ahnungslose ein, „gleich darauf will sie dann Rosse bändigen —."

„Und wie sie dann durch die Amme aufmerksam gemacht zur Erkenntnis kommt, daß ein Wahnsinn sie befiel," nahm sie ihm das Wort ab, „habt Ihr darauf geachtet, welch schöner Zug es ist, daß sie sich dann von der Amme das Haupt verhüllen läßt aus Scham —? Welch' plastisches Bild das giebt — daß nicht sie sich selbst — daß eine Andere sie verhüllt — hierdurch wird, wenn man sich den Chor dazu denkt — eine wunderbar bewegte Gruppe geschaffen, die etwas Feierliches, Stilvolles hat — eine gewisse innere Musik —."

Hugo sah sie überrascht an.

„In der That," gestand er, „Ihr habt Euren Euripides mit Verstand gelesen —."

„Und dann," fuhr Parisina durch dies Lob begeistert fort, „dann knüpft die Amme an dieses

Verhüllen aus Liebesgram, die schmerzliche Frage: — ‚wann wohl wird mein Leib auf der Bahre verhüllt?‘ Wie schön, daß der Dichter mitten im sehnlichsten Liebesverlangen, sogleich an dies letzte Verhülltwerden erinnert, wie treffend giebt er uns dadurch eine Vorahnung vom Tode Phädras und weist auf die Nutzlosigkeit und Nichtigkeit alles leidenschaftlichen Strebens hin — fast möchte ich jedoch annehmen,“ setzte sie hinzu, „daß jene Stelle verdorben ist und daß nicht die Amme, sondern Phädra selbst jene Frage an die Götter richtet.“

Er nickte und sagte gedankenvoll in seiner etwas umständlich pedantischen Weise, die ihm trotz seiner Begeisterung für das Schöne eigen war:

„Ihr habt mich da auf einige Feinheiten aufmerksam gemacht, die ich, mehr an dem Grammatikalischen als dem Künstlerischen haftend, unbeachtet ließ — ihr Weiber schaut halt mit anderen Augen in die Welt und in ein Kunstwerk wie wir Männer, die wir oft zu sehr den Verstand vorwalten lassen. Indessen — Eines habe ich gelernt: mit Erstaunen erkenne ich, daß es doch auch Weiber giebt, welche die Erhabenheiten der Alten bis zu einem gewissen Grade nachzuempfinden im stande sind und jetzt — habe ich nichts dagegen, wenn wir gemeinschaftlich stu-

dieren," setzte er in etwas herablassendem Tone hinzu.

Sie lächelte. Er, dies Lächeln aufhaschend, bereute seinen hochmütigen Ton und fuhr bescheidener fort:

„Ich verspreche mir manchen Vorteil von unserem Studium —."

„Und," fiel sie ihm sogleich ins Wort, „wir werden uns das Herz Eures Vaters erobern, wenn er uns in Eintracht beisammen sieht." Da er nicht gern von seinem Vater reden hörte, wollte er gehen, blieb dann aber stehen und sagte, nur um dem Gespräch auf schickliche Art ein Ende zu machen:

„Wahrlich, ich weiß eigentlich gar nicht, warum wir uns bisher so gänzlich mieden —."

„Ich weiß es ebenso wenig," entgegnete sie lächelnd, „müßte denn gerade die Weiberfeindschaft meines Stiefsohnes als Ursache gelten —."

„Man soll kein Vorurteil haben," belehrte sich Hugo selbst in ernstem Ton, „und prüfen, ehe man richtet, ich sehe ein, daß ich noch weit davon entfernt bin, ein vollkommener Philosoph zu sein, was mich schmerzt —."

Als Hugo sich dann in seiner zerstreuten, mürrischen Art verabschiedete, ohne zu grüßen, blieb

Parisina noch einen Augenblick und sah ihm mit verschwimmenden, in Thränen glühenden Augen nach. Er hatte jenen wiegenden Gang, der vielen Italienern, besonders der unteren Volksklasse, eigen ist; manchmal blieb er an einem der Fenster stehen und dann nahmen seine etwas schmalen, blassen Züge, besonders die kastanienbraunen Augen einen träumerischen, von geistiger Überarbeitung zeugenden Ausdruck an. Seine Oberlippe stand zugespitzt ein wenig über die Unterlippe vor, wodurch, wenn er den Kopf beugte, jenes Träumerisch-Naive verstärkt wurde.

Aus Hugos Buch, das er im Sammetwams getragen, war eine gepreßte Blume auf den Steinboden gefallen. Die Frau, als sie dieselbe bemerkte, hob sie hastig auf und preßte sie zitternd an die Lippen. Gleich darauf erschien ein Diener Hugos, der suchend die Blicke über den Boden des Zimmers schweifen ließ und dann die Gräfin fragte, ob sie nicht ein gepreßtes Veilchen hier gesehen habe, sein Herr vermisse dasselbe, das bisher ihm als Buchzeiger gedient.

Parisina verneinte die Frage und der Diener ging. Sie rief ihn jedoch zurück, teilte ihm mit, daß sie allerdings die Blume gefunden, dieselbe aber zu besitzen wünsche.

Als sie sich dann nach ihren Gemächern begab, verließen sie unterwegs beinahe die Kräfte. Doch gelang es ihr noch ihr Zimmer zu erreichen, woselbst sie aufseufzend auf ein Ruhelager sank. Hier starrte sie einige Zeit vor sich hin, wie eine körperlich Leidende, mit halb gebrochenen Augenlidern. Doch wußte sie darauf vor den Augen der stets neugierigen Dienerinnen ihren Zustand ziemlich geschickt zu verbergen, indem sie sich möglichst unbefangen über Klatschgeschichten Ferraras unterhielt.

Später, als sie etwas zu essen verlangte, trat wieder ihre übertriebene Sparsamkeit, die an Geiz grenzte, zu Tage. Mehrere Fleischreste, die sie vor einer Woche aufzuheben befohlen, waren in Fäulnis übergegangen und mußten weggeworfen werden. Auf diese Weise kam es, daß sie ihre unpraktische Sparsamkeit weit mehr kostete, als eine mäßige Verschwendung. Die Dienerinnen bewitzelten im Stillen diese Sucht nichts umkommen zu lassen und hielten sich für die Taktlosigkeiten ihrer gelehrten Herrin dadurch schadlos, daß sie ihr den Spottnamen „Dantenase“ verliehen. Die Herrin liebte es, mit scharfen Bemerkungen die Eigenheiten ihrer Umgebung zu geißeln.

„Maria,“ redete sie eine ältere Zofe an, die sich noch sehr jugendlich zu kleiden liebte, „es

steht Dir entschieden besser, wenn Du noch weiter heruntergehst und die Tracht einer Sechzehnjährigen anlegst — was meinst Du? Zu Deinen Gesichtsfurchen stünden rote Federn vortrefflich!"

Die alternde Jungfrau errötete verlegen, indes die Herrin mit sarkastischer Miene fortfuhr:

„O gewiß, die Zeit einen Mann zu erobern, ist für Dich noch lange nicht vorüber — nur immer recht kindisch lachen — das verstehst Du ja so gut — und Du fängst Dir noch einen — übrigens wie alt wirst Du jetzt?" setzte sie hinzu.

„Fünfundvierzig," stotterte die Kammerfrau.

„Hast Du keinen Rechenfehler begangen?" fragte die Herrin, „ich meine Du wärst schon im vorigen Jahr soviel gewesen? Doch vielleicht sinkst Du wieder in die Kindheit zurück —? Auch schön! Es geht nichts über die unschuldige Kinderzeit — und Dir," redete sie eine jüngere Dienerin an, die übermäßig häufig die Kirche besuchte, „Dir Emilia würde ich ernstlich raten, noch öfter in die Kirche zu laufen — nicht als ob Du je Deine Sünden völlig abbüßen könntest — aber — weißt Du — die Leute möchten gerne, wenn Du beim Beten den Mund öffnest, Deine schadhaften Zähne bewundern — thu' ihnen doch den Gefallen —."

Später fuhr sie, während des Essens einmal

unwillig auf, indem sie den Frauen das hinter ihrem Rücken fortgesetzte Flüstern untersagte:

„Was Euresgleichen zu sagen hat,“ meinte sie, „verdient wahrlich nicht den Atemzug, den ihr daran verschwendet und der Euch von Gott verliehen wurde, um zu dienen, nicht um Euch zu ergötzen — Ihr könntet gerade so gut stumm geboren sein —!“ In dieser Weise plauderte sie weiter, sich immer mehr in eine krankhaft überreizte Stimmung hineinarbeitend, aus welcher heraus die Leiden eines zerrissenen, mit der Welt zerfallenen Gemüts tönten.

Ihre kränkenden Angriffe, die um so unedler waren, als sie nicht zurückgegeben werden durften, schienen ihr indes selbst wenig Freude zu bereiten, ja man merkte der Gezwungenheit und Gesuchtheit derselben an, daß sie selbst unter ihnen litt. Dies zeigte sich besonders deutlich, als sie vom Tisch aufstehend, auf einem ihrer Lieblingsbücher (die im ganzen Zimmer zerstreut lagen) einen Flecken entdeckte, welcher von der am Pult befestigten Wachskerze herrührte. Sie geriet in eine unmäßige Wut über diese Verunreinigung, die sie sich selbst hundertmal zu Schulden kommen ließ, ohne weiter darauf zu achten und tadelte so in Anderen unbewußt eigene Fehler. Doch klang

es durch das krampfhafte Schluchzen, das sie befiel, hindurch wie eine geheime Selbstanklage und durch die Scheltworte, mit denen sie um sich warf, zitterte es wie Reue, wie ein um Verzeihung bitten. Sie wollte offenbar die Dienerinnen zum Mitleid bewegen, rief auch zuweilen, nicht ohne eine gewisse Koketterie:

„Ach, ich bin nun einmal so! Ich kann nun nichts dafür —“ und warf sich schließlich weinend und am ganzen Körper zitternd auf das Ruhelager.

In der Thüre war indes die schwarze Gestalt des Pater Hieronymus erschienen. Es war nicht so, als ob er mit Augen und Ohren die Ding und Laute um sich her wahrnehme, sondern als ob er sie mittels seiner feinen schlauen Nase, die aus seinem sanften, glatten Priestergesicht so bescheiden und doch so aufmerksam, hinaus in die Welt ragte, gleichsam wittere und sie prüfend in sich hineinsöge. Ein liebenswürdiges, vorsichtiges Lächeln umspielte immer seine Lippen, besonders dann, wenn er die Hände demütig in den weiten Ärmeln seines Chorrock's verbarg.

Als Menschenkenner und Beichtvater die ganze Sachlage überschauend, freute er sich, einer Gelegenheit habhaft geworden zu sein, die ihm das

lange verborgene Geheimnis der Markgräfin vielleicht ans Licht ziehen konnte.

Er entließ mit leutseliger Würde die um die Herrin beschäftigten Dienerinnen, die ihm die weiche Priesterhand küßten, und schloß dann vorsichtig die Thür. Geräuschlos trat er an das Ruhelager, einen spitzen Blick aus seinen freundlichen Äuglein auf die, das Gesicht in die Polster Vergrabende werfend. Mit zum Fenster geneigtem Antlitz überlegte er, während auf dem Sims ein Sperling erschien und mit seinem unmelodischen Gezwitscher die Stille des Gemachs störte. Der Priester verjagte das Tier, schloß das Fenster und wendete sich dann zur Gräfin, die noch immer leise in sich hineinschluchzte.

„Parisina Malatesta!“ sagte er mit lauter Stimme, der er vergeblich einen zürnenden Klang zu geben suchte. Sie hörte nicht und er mußte zum zweitenmal den Namen rufen. Dann erst löste die Gräfin die Hände vom Gesicht und warf einen Seitenblick auf den Eingetretenen. Aber ihre Züge hellten sich nicht auf, im Gegenteil, ein feindseliger Zug begann sie zu entstellen, der ihnen bei ihrer Ausgeprägtheit etwas antik Maskenhaftes verlieh.

„Was kommst Du jetzt? Willst Du mir geist-

lichen Trost reichen?“ herrschte sie ihn an. „Pfaffe! als wenn ich nicht Eure „göttliche“ Komödie längst durchschaut hätte! Gehe! eher würde ich zu einem heidnischen Tempel flüchten und von Jupiter Gnade erhoffen, als von dem Gekreuzigten, der niemals ähnliche Schmerzen empfunden hat wie ich und daher für solche Leiden kein Verständnis hat —.“

Der Priester sah sie erschrocken an, vermochte aber bei seiner ängstlich-sanften Natur keine innere Entrüstung, sondern nur den äußern Schein derselben zu erzwingen.

„Durchlauchtigste Frau!“ begann er, „sind das die Früchte Eurer klassischen Studien, so rufe ich den Fluch über jene Stunde, da ich Euch zuerst in die geistigen Schatzkammern Griechenlands eingeführt. — Doch ich will annehmen,“ setzte er mitleidig hinzu, „Ihr sprecht das nur so dahin, wie eine fiebernde Nonne ein vergessenes Gelübde —.“

„Was so ein Pfäfflein gleich ahnt, auf wie schwachen Füßen seine Wahrheiten stehen —“ murmelte sie in sich verloren mit düsterem Gesichtsausdruck, „ja, und wenn Ihr noch so sehr für Eure Pfründen und Einkünfte zittert — so viel habe ich gelernt aus Deinen menschlich milden Alten: Nur das Heidentum hatte Erbarmen mit Jenen, die von Gluten verzehrt werden, wie ich,

und es verachtete sie nicht, führte sie in Tempel und hieß sie opfern! Dein Christus verdammt als Sünde, worüber ein Jupiter gnädig lächelte."

Hieronymus zuckte mit den Schultern, hob die Augenbrauen und sah sich einmal verstohlen um, ob man nicht etwa lausche.

„Hohe Frau," flüsterte er dann geheimnisvoll, „Euer Haß gegen den Heiland hat das Gute, daß er Eurem Beichtvater Aufschlüsse über Euer Seelenleben giebt, die ihm selbst die Beichte nicht gewährten —."

Parisina sah ihn scheu an, ein wenig betroffen über das, was sie halb von Sinnen gegen ihren Willen offenbart. Dann zuckte sie gleichgültig, müde vom langen Kampf und abgestumpft gegen jeden Tadel die Achseln.

„Was kann mir daran liegen!" murmelte sie wie gelangweilt vor sich hin, „schließlich ist Offenheit noch die beste Waffe gegen Angriffe und flößt wenigstens den Gegnern statt Verachtung ein gewisses Mitleid ein — meinetwegen soll es die ganze Welt erfahren, und fast gelüstet's mich, an den Straßenecken Ferraras die Schande des Hauses Este anschlagen zu lassen! Ei! wie die ehrsamen Krämer und Goldschmiede die Augen aufreißen würden —" lachte sie hämisch und fuhr dann fort:

„Ihr, Pater Hieronymus, habt ja sicherlich eine Ahnung gehabt, daß ich —.“ Der Pater hatte sich ängstlich umgesehen.

„Halt,“ fiel er ihr ins Wort, „sprecht nicht so laut — am besten Ihr verschweigt das Unnatürlich-Verruchte völlig —.“

Der Pater betrachtete die Verstörte anfangs mit so strengen Blicken, als es seine schwache, überall eine Vermittlung suchende Natur nur zuließ. Da er aber merkte, daß Strenge auf die teilnahmlos Dasitzende keinen Eindruck mehr hervorbrachte, feuchteten sich seine Augen, denn er hatte in der Jugend auch das Leben kennen gelernt und murmelte dann leise im Tone aufrichtigen Mitgefühls: „Armes Kind!“ Die Markgräfin entgegnete nichts, nickte nur wie bestätigend mit dem Kopf und starrte leer vor sich hin. Auf einmal, nach einer Pause, führte sie ihr Tuch an die Augen und durch das Mitgefühl eines Anderen über die ganze Größe ihrer unglückseligen Leidenschaft belehrt, wollte sie sich von neuem dem wilden Sturm hingeben, der sie bis an diesen Abgrund gedrängt. Aber der Pater kam diesem heftigen Ausbruch zuvor, indem er sich rasch neben sie setzte, mit väterlicher Milde ihre Hand ergriff, sie bat, sich gegen diesen grimmigen Schmerzkrampf

zu sträuben, das Wort eines erfahrenen Freundes nicht gering zu schätzen.

„Eure Seelenleiden haben eine Höhe erreicht," begann er ernst, „die Euch der ewigen Verdammnis Schritt für Schritt zuführt, und hier ist es die Pflicht der Kirche, Euch zu Hilfe zu eilen. Ihr habt Recht, ich ahnte, was in Euch vorgeht, schon lange, aber damit ich von Eurem Seelenzustand genauer unterrichtet bin und Euch mit der ganzen mir von Gott verliehenen Kraft beistehen und raten kann — bitte ich Euch, Durchlauchtigste Frau, gebt mir auf ein paar Fragen Antwort, denn Ihr schmäht die heilige Kirche mit Unrecht — sie hat auch Trost für solche Leiden, wie sie Euch die Hölle ins Herz gesenkt — wohl süßeren Trost — als je das Heidentum hatte —."

Sie richtete sich ein wenig empor und fragte mit ängstlicher Neugier, während sie sich eine Thräne von ihrer „Dantenase" mit dem Tuch hinwegtupfte: „Ihr meint also, die Kirche habe Verzeihung für mich?"

„Ihr könnt in hundert Jahren nicht so viel sündigen, als die Kirche in einer Minute Euch verzeihen kann."

„Und die Kirche kann mich erlösen von den Gluten, die mich jetzt verzehren?"

„Für immer, hoff' ich — für immer" — sagte er mit milder Begeisterung, „wenn auch der Weg vielleicht durch die Sünde führen sollte —."

Parisina, den geheimen Sinn dieser Vertröstung erratend, faßte wieder Vertrauen zu der Macht der Kirche und beugte ihren geistigen Hochmut unter das altgewohnte liebgewordene Joch.

„O so fragt, guter Vater" — forderte sie nun in kindlich demütigem Tone ihn auf, „fragt — was wollt Ihr wissen?"

Er rückte mit einem gewissen Behagen der Gräfin näher, umspannte mitleidig deren auf dem Knie ruhende Hand und sah, als wolle er ihr das Geständnis erleichtern, nach einer anderen Seite.

„Nicht wahr," begann er fast verschämt, „Gott — oder hier wohl der Teufel — hat Eurem Herzen eine verwerfliche Liebe eingepflanzt —?"

Sie neigte das erglühende Haupt auf die Brust und flüsterte ein kaum hörbares: „Ja!"

„Und der Gegenstand Eurer Leidenschaft," fuhr er fort, „befindet sich hier im Schloß?"

Abermals flüsterte sie ein: „Ja!" —

„Es ist Eurer — Stiefsohn?" forschte er weiter, und sie mußte zerknirscht zugeben, daß er richtig geraten. Aber er enthielt sich jeden Tadels und

verlangte in mildem Tone nur zu wissen, wann ihre Leidenschaft begonnen.

„Erlaßt mir das Übrige —" bat sie leise.

„Das kann ich nicht —" ermahnte er mit sanftem Bedauern, hinter dem sich doch eine gewisse lüsterne Neugier nicht ganz verbergen ließ. „Wenn der Arzt heilen soll, muß er die Krankheit kennen —."

„Ein guter Arzt," meinte sie, „quält den Kranken nicht unnötig —."

„Habe ich irgend eine unnötige Frage gestellt?" fragte er ein wenig strenger.

„Ich will nicht weiter beichten," seufzte sie.

„Das ist Verstocktheit," flüsterte er traurig, „oder sollte Eure Sünde so sehr jedes Maß überschreiten, daß nicht einmal das Ohr des Geistlichen sie vernehmen darf?"

„Ich habe nicht gesündigt," fuhr sie auf, „eine Neigung ist noch keine Sünde —."

„Kann aber leicht zu einer solchen werden," redete er ihr ins Gewissen, „d'rum ersuche ich Euch um Eures Seelenheiles willen, fortzufahren."

„Nun — also? — was wolltet Ihr wissen?" seufzte sie resigniert.

„Wann die Leidenschaft begann?"

„Anfangs haßte ich ihn," stammelte sie, „seine

träumerische Art das Leben zu vertändeln, kam mir weibisch vor, dann aber reizte mich gerade seine höhnische und doch nicht unhöfliche Kälte."

Als sie hier genug zu sagen glaubte, lockte er sie indes zu weiteren Geständnissen.

„Euren Gemahl," sagte er, „habt Ihr mehr der Politik, als dem Herzen folgend, geheiratet?"

„So ist es —."

„Behandelt er Euch strenge?"

„Nicht sehr."

„Könnt' Ihr mir ein Ereignis nennen, das Euch zuerst Klarheit darüber gab, daß Ihr den Jüngling liebtet?"

„Einmal, als ich vom Pferde steigen wollte," fuhr sie fort, „und kein Diener zur Hand war, bat ich ihn mir behilflich zu sein. Er that es in so mürrischer, ungeschickter Weise, daß ich fast Schaden dabei gelitten —."

„Schaden?" fragte er.

„Ja — beim Absteigen —."

„Und er? Was that er?"

„Er entschuldigte sich nicht, lächelte nur ein wenig und verließ mich. Dies Lächeln schlug mir wie ein Blitz in die Brust — es war ein Dämonisch-bestrickendes in der Kälte, die sich in seinem schönen Antlitz ausprägte. Von da ab begann mein Elend,

oder mein Glück," setzte sie mit einem gewissen Stolz hinzu.

„Euer Glück?" fragte er verwundert.

„In all' meinem düstern Jammer," entgegnete sie mit flammenden Augen, „komme ich mir oft so erhaben vor über alle Menschen. Ich habe mich durch diesen Schmerz erst völlig kennen gelernt und bin zur Erkenntnis gelangt, daß nur wenige Menschen wahrhaft leiden können — nur die großangelegten Naturen —." Sie blickte trotzig in die Ferne!

„Ihr seid stolz auf Eure Leiden?" Da sie ihn überhört, wendete sie den Kopf nach ihm um. Er wiederholte seine Frage und sie erwiderte:

„Ja, denn ich koste durch meine Leiden erst meinen inneren Wert nach — ich möchte sagen: es giebt eine Kunst zu leiden! und ich habe es schon — was Wenigen gelingt — zu einiger Meisterschaft darin gebracht —." Er konnte sich in diese Gemütslage nicht recht hineindenken, schüttelte bedauernd den Kopf und sann vor sich nieder.

„Dieser Stolz ist die Verlockung der Hölle," meinte er dann bedenklich, es scheint mir, Ihr leidet mit Genuß — das ist eine andere Art böser Lust und nichts zieht die Seele mehr von Gott ab —."

„Ja," sagte sie, während ihre Augen innerlich wie angefacht aufglühten, „ich leide mit Lust. Ich wünschte oft er sei mein Henkersknecht und müsse mich auf die Rollen einer Folter spannen — dann würde ich vor Schmerz und Lust vergehen, würde seine, von meinem Blut geröteten Hände küssen, mitten in meinen Zuckungen würde mich die Schönheit seiner Körperbewegungen berauschen und sein grausames Lächeln würde mir den letzten Rest der Todesschauer versüßen, oder vielleicht würde er auch Mitleid mit mir haben und bei meinen Qualen weinen —? aber er müßte meinen Leib dennoch zerfleischen und ich würde ihm zustöhnen, er möge mich nicht schonen und würde ihm dabei über die Wangen streicheln und seine Thränen trinken — und dann, wenn mein letzter Atemzug, den er mir selbst entrissen, über meine krampfigblauen Lippen zittern will — und ich ihm verzeihend noch einen Blick voll Liebe zusendete — vielleicht, daß er sich dann über mich würfe voll Reue und aufschreiend von mir begehrte: ich solle noch leben! — aber sein erster Kuß würde dann sein letzter sein — meine Seele würde —." Sie brach ab und verlor sich brütend in sich selbst.

Dem Priester fing ihr Gemütszustand an immer unheimlicher und unverständlicher zu werden, was

er sich aber, um seine Autorität nicht zu verlieren, nicht merken lassen wollte. Als sie ihn dann plötzlich fragte, ob das, was sie eben gesagt eigentlich „Wahnsinn“ sei, bedeutete er ihr, es gebe keinen Wahnsinn, der Wahnsinn sei nur eine Einflüsterung des Satans. Sie ließ, da der Priester ihr die einzige Stütze rauben wollte, dies nicht gelten.

„Aber erinnert Euch doch,“ warf sie erregt ein, „daß Euripides wiederholt seine Phädra davon reden läßt, ihr Seelenzustand sei Wahnsinn — oder grenze nahe an ihn —.“

Der Priester meinte überlegen: die Alten hätten das nicht besser verstanden; da sie von der Existenz des Heilandes und des Teufels noch nichts gewußt, dürfe man es ihnen nicht verübeln, wenn sie annahmen, die Seele könne erkranken, wie der Leib. Parisina lächelte unwillig und tadelte mit so gereiztem Hohn die Ansichten des Priesters als „beschränktes Pfaffengewäsche,“ daß Hieronymus bestürzt verstummte.

„Ich für meinen Teil,“ sagte sie barsch, „glaube den alten Dichtern und Philosophen mehr, als dem, was einige ungebildete Handwerker aus Jerusalem in ihren knoblauchduftenden Werkstätten zusammen ausgebrütet haben —.“

Der Beichtvater faltete entsetzt die Hände und

bat den Herrn um Verzeihung, daß er solche Lästerungen mit anhören mußte. Dann, um aus dieser peinlichen Lage herauszukommen, stellte er noch einige Fragen an sie und als sie anfing sich immer mehr seiner Leitung zu entziehen, meinte er wohlwollend: Hier gäbe es nur einen Rettungsweg! — Da sie nach demselben fragte, meinte er vorsichtig: Die sich innerlich zu Grunde Richtende müsse darin Erlösung suchen, daß sie dem Gegenstand ihrer unnatürlichen Zärtlichkeit ihren Seelenzustand zu erkennen gebe. Erschrocken sah die Markgräfin den Ratgeber an.

„Pater —! Hierzu könnt' Ihr mir raten?“ rief sie, „ein Mann Gottes?“

Der Priester hielt ihren Blick aus, wenn er auch einigemal mit den Wimpern zuckte.

„Ihr seht,“ sagte er, „daß die heilige Kirche eine bessere Trösterin ist, als Ihr dachtet —.“

„So übernehmt Ihr also die unheilvolle Rolle jener Amme im Trauerspiel des Euripides?“ fragte sie, durch seine unerschütterliche Freundlichkeit einigermaßen beruhigt.

„Nicht das,“ wendete er ein, „jene Amme teilte, wie Ihr wißt, dem Hippolyt das Geheimnis ihrer Herrin mit — dadurch mischte sich eine dritte Person in das Verhältnis, welche die Zartheit

und den süßen, geheimnisvollen Reiz desselben zerstörte —."

Ein verwunderter Blick der Gräfin deutete ihm an, daß er künftig in der Wahl seiner schmückenden Beiworte vorsichtiger sein mußte, um nicht einen gewissen Verdacht auf sich zu lenken.

„Ich hingegen rate Euch —"

„Doch nicht —?" fiel ihm die Erbleichende ängstlich ins Wort.

„Ja —! ihm selbst, Auge in Auge, ohne Vermittler, das Geständnis Eurer Liebe abzulegen," endigte er ihren Satz.

„Nie brächt ich's über die Lippen," murmelte sie vor sich hin.

Es trat eine Pause ein, während welcher der Priester die in Hoffnung und Furcht Schwankende besorgt beobachtete.

„Hört mich an, Frau Markgräfin," sagte er dann mit seinem überzeugendsten wärmsten Brustton „und Ihr werdet meinen Vorschlag nicht mehr für ungeheuerlich oder gar sündhaft halten. Ihr lebt jetzt in einem, Euch von der Hölle eingepflanzten Wahn! Diesem Wahn kann Euch kein Mensch entreißen — aber er lenkt Euch, wie ich mit Schaudern merke, immer mehr von Gott ab — ja läßt Euch in dem Alliebenden einen Feind,

in den Göttern Griechenlands Freunde erblicken. Wenn Ihr nun Eurem Stiefsohn Eure Liebe gesteht, sind zwei Dinge möglich: entweder stößt Euch Hugo entrüstet von sich und Ihr kommt zur Besinnung, seid also durch eine heilsame Enttäuschung dem Himmel wiedergeschenkt, oder Hugo schenkt Eurer Glut ein geneigtes Ohr! Im ersten Fall rettet Euch die Beschämung — im zweiten — die Sünde! Ja! ich wiederhole es — die Sünde — sie führt oft schöner zur Liebe Gottes zurück als die Tugend. Gewiß — ich will es nicht beschönigen — eine zärtliche Neigung zwischen Mutter und Stiefsohn bleibt Sünde, aber immerhin eine kleinere, als jene: von Gott abzufallen! Auch verteilt sich alsdann die Sünde auf zwei Seelen, so daß jede leichter trägt. Jener Wahn wird — glaubt mir — wird bald verfliegen, dadurch daß Ihr ihm nachgebt und Eure, aus den Klauen des Teufels gerettete Seele wird, wenn auch vorübergehend befleckt, wieder reuemütig in die läuternden Arme Gottes zurückfliehen, während sie, wenn Ihr Eure, in Euch verschlossene Leidenschaft zu überwinden sucht, und sie hiedurch nur desto heißer und tiefer in Euch hineinbohrt, während Eure Seele alsdann unrettbar den Krallen der Hölle verfallen bleibt —."

Er hatte sich erhoben, nochmals in seiner wortreichen, feierlichen Art beteuernd, daß dies sein aufrichtiger Rat sei.

Ein Seitenblick, den er auf die Gräfin warf, belehrte ihn indes, daß diese Auseinandersetzung doch nicht so gnädig von derselben war aufgenommen worden, als er erwartet.

Seine einschmeichelnden Worte hatten ihr, anstatt ihre Leidenschaft anzufachen, auf einmal das Krankhafte derselben, wie in einem verzerrenden Zauberspiegel gezeigt, so daß sie von einer Art Widerwillen gegen sich selbst befallen, plötzlich diese ganze Leidenschaft abstreifen zu können glaubte, wie einen heißen, ekelhaften Hautausschlag.

„Wenn dies Euer aufrichtiger Rat ist," sagte sie kalt, „so danke ich Euch zwar für ihn, wünschte aber doch, Ihr hättet ihn für Euch behalten — ich kann keinen Gebrauch davon machen —."

„Durchlauchtigste Frau," — wollte er bestürzt einwenden.

„Ich bitte Euch, verlaßt mich," unterbrach sie ihn, mit der Würde der Weltdame, „die Amme Phädras hatte wenigstens den Mut der That — Ihr besitzt nur die Feigheit des unter der Maske des geistlichen Beraters schleichenden Verführers —."

Der Priester, dessen Gesicht sich verfinstert,

wollte heftig auffahren, gleich darauf aber umzog wieder ein feines Lächeln seine bartlosen Lippen, denn er glaubte die Andeutung der Fürstin verstanden zu haben.

„Gnädige Frau Markgräfin,“ stammelte er demütig, „ich bin in allem Euer ergebener Diener — wenn Ihr wollt — daß ich auch „den Mut der That“ haben sollte —? So peinlich mir dieser Schritt auch immer sein mag — Euch zu liebe —.“

Aber Parisina fiel ihm entrüstet ins Wort:

„Ihr habt mich mißverstanden — und damit Ihr es endlich erfahret — ich habe mit Euch gespielt Pater, meine Leidenschaft war nur ein Vorwand, um Euch auf die Probe stellen zu können — Ihr habt die Probe nicht bestanden —.“

Der Priester neigte ergeben das kahle Haupt. „Ich hoffe,“ sagte er schmerzlich, „Ihr werdet noch zur Überzeugung kommen, daß Ihr mir Unrecht thut und daß ich der Einzige hier am Hofe bin, der Euer Innenleben versteht —.“

Dann gab er sich Mühe eine von Wohlwollen und Mitleid überströmende Miene anzunehmen und ging langsam zur Thüre hinaus.

Die Fürstin saß noch einige Zeit in Sinnen verloren. Jetzt, da sie ihn auf so barsche Art

verabschiedet, wünschte sie den schlauen Seelenhirten eigentlich wieder zurück, denn er hatte ihr doch immerhin den Trost einer Aussprache gewährt. Allmählich schwand der unangenehme Eindruck seiner Worte dahin, nur ihr Angenehmes blieb und mit diesem tauchte auch wieder das Bild Hugos verlockend in ihrer Seele auf. Auf einmal begriff sie es gar nicht, wie sie vorhin ihre Leidenschaft für unnatürlich oder krankhaft hatte halten können — nichts war selbstverständlicher als diese, aber auch nichts hoffnungsloser. Sie griff zur Guitarre, die neben ihr lag nnd löste den Lorbeerzweig aus deren Saiten, mit dem man sie durchflochten. Aber die Töne bannten nicht die glühende Sehnsucht, lockten nur ihre Thränen, die heiß auf das Griffbrett tropften. Sie fühlte, daß seid sie dem Priester ein Geständnis abgelegt, nicht mehr ihr Gatte als drohendes Schreckgespenst wie ein Scharfrichter hinter ihrer Sehnsucht mit erhobenem Beil stand, sie fühlte, daß sie geneigt war, sich vor sich selbst zu entschuldigen, daß sie nun mit viel leichterem Gewissen wie früher sich zu einer Unbesonnenheit würde hinreißen lassen. Ihre Leidenschaft war, aus der Höhe herabgezogen, profaniert, war zur unumstößlichen Thatsache geworden, deren Befriedigung im Reiche der Möglichkeit lag, während

dieselbe Leidenschaft vorher nur ein schwüler Traum gewesen war, der niemals in der Wirklichkeit hätte Gestalt annehmen können.

Welche Folgen würde es haben, wenn Hugo von ihrer mehr als mütterlichen Neigung erführe? Sie hörte ihn verächtlich lachen, sah seinen mitleidigen Blick und gleich darauf sein finsteres Stirnrunzeln. Sie zitterte bei dem Gedanken, kalter Schweiß trat auf ihre Stirn! Sowohl seine Ablehnung, als sein Entgegenkommen kostete sie in der Phantasie bereits voraus. Erstere würde sie nicht ertragen, aber auch Letzteres barg ein tötliches Element in seinem scheinbaren Glück.

Wiederum öffnete ein in ihr aufblitzender Strahl von gesunder Vernunft ihr plötzlich den ganzen Abgrund vor dem sie stand, und von Furcht vor sich selbst ergriffen, legte sie die Guitarre auf den neben ihr stehenden geschnitzten Fußschemel und wendete sich ihren Büchern zu, deren strenger Inhalt die irdische Regung, wie sie hoffte, besser zu bannen vermochte, als das leichtfertige Instrument.

* * *

Einige Wochen später saß Hugo im Garten Belfiore, der nahe an der Stadtmauer lag, auf einer Moosbank. Er betrachtete sinnend sowohl seine Hand, auf deren seelenvolle Schlankheit er

stolz war, als auch die Jupiterbüste, deren Stirn von einem Sonnenstrahl gestreift aus dem zackigen Grün des Lorbeers weiß zu ihm herüberschimmerte. Um ihn, unter den Zweigen der Citronenbäume, waren einige Freunde versammelt, die neben sich ihre Musikinstrumente liegen hatten. Ein würziger linder Hauch säuselte in dem dunkeln Laub und schien die goldenen Citronen anfachen zu wollen, auf daß sie purpurn erglühten.

Auf einem kleinen Altar neben dem Citronenwäldchen saß ein Pfau und ließ sein prachtaugiges Gefieder stolz über den Marmor zur Erde herabwehen.

„Eigentlich," sagte Hugo auf die neu errichtete Büste deutend, „ist Jupiter doch allein der echte, wahre Gott, dem wir opfern sollten." — Die Freunde lachten. Pietro sah sich mit scheuem, schalkhaftem Lächeln um und rückte sein Barett zurecht.

„Mein Hugo — gut, daß kein Pfaffe dies Wort vernommen," sagte er, die reichen Locken aus seinem Johannisantlitz in den freien Nacken zurückstreichend.

„Was kümmern mich die Pfaffen," wandte der Fürstensohn ein, „ich bin gewiß ein guter Katholik, aber trotzdem schwärme ich für die wiedererstan-

denen Alten, — seht nur, das feierliche Lächeln des Gottes, wie mild es und wie väterlich die Schwächen der Menschenkinder zu entschuldigen sucht — welch' finstere grämliche Miene würde der Christengott zur Schau tragen, könnte man ihn in Marmor meißeln —."

„Mein Hugo, Du hast den Scheiterhaufen verdient," scherzte Torrigiani, der Bildhauer.

Hugo wendete sich zu dem Sprecher und sah ihm mit einem träumerischen Bewunderung ausdrückenden Lächeln ins Gesicht, dem man aber doch eine gewisse Verlegenheit ansah. Torrigiani war nämlich noch nicht für seine Mühe bezahlt worden und der junge Markgrafensohn wußte auch nicht, woher er die Skudi nehmen sollte.

„Aber Freunde, wir vergaßen über dem Werk den Schöpfer des Werks," sagte er mit etwas gekünsteltem Selbstvorwurf in der Stimme, „mein Pietro, mein Liebling — geh hin, pflücke Lorbeer und winde ihn dem braven Künstler ums Haupt."

Pietro erhob sich, eilte mit zierlichen Schritten auf ein nahes Lorbeergebüsch zu und ergriff einen daselbst bereits aufgehängten fertigen Lorbeerkranz, während sein Herr die übrigen aufmerksam machte auf die schöne Haltung seines Körpers, der sich,

in eng anliegende Stoffe gepreßt, plastisch vom dunkelgrünen Gebüsch beim Hinauflangen abhob. Die Lorbeerkrönung sollte den Stempel des Unvorbereiten tragen, und der an schlechte Bezahlung gewöhnte Künstler ging auf den vorher wohl einstudierten Scherz gerne ein.

Er dankte dem Thronerben und gebrauchte dabei die Anrede: „Eure Durchlaucht,“ welche ihm Hugo indes sogleich verwies: Er sei hier im Kreise kunstliebender Freunde kein Fürstenkind, sondern ein der Wissenschaft Beflissener. Indem kam Pietro hinzu und überreichte den schön geflochtenen edlen Kranz mit graziöser Verbeugung seinem Herrn, der die grüne Krone nachdenklich in der Hand wiegte, während sein melancholisches, stets von zarten Gefühlen beseeltes Auge im Kreise der Genossen umherblickte.

„Ihr Freunde,“ begann er dann, indes sich seine schmalen Wangen ein wenig röteten, „die Ihr mit mir die Weisheit und Schönheit des zu goldener Blüte erwachten Altertums gekostet, mir flößen die Musen einen schönen Gedanken ins Herz — laßt uns dem Künstler dadurch danken, daß wir zu seinem Werke betend die Hände erheben — laßt uns Feuer zünden auf jenem Altar, und während die Opferflamme zum Himmel züngle,

ertöne ein Hymnus zum Lobe des Künstlers und seines Gottes —."

Der Bildhauer wollte als älterer gesetzter Mann Einwendungen machen, Hugo wies aber alle Bedenken betreffs der Religion zurück, legte den Lorbeer neben sich auf die Bank und gab das Zeichen zum Anfang: „Jupiter sei nun doch der einzige Gott, zu welchem ein Gebildeter beten könne," meinte er nochmals lächelnd.

Die jungen Leute griffen zu ihren Instrumenten, während ein Diener den Pfau verjagte und auf dem Altar ein Bündel Reisig zu entzünden suchte. Es dauerte einige Zeit bis das Holz Feuer fing, um dann mit einem mißfarbigen, nicht eben sehr wohlriechenden Rauch die goldenen Bälle über sich in den Zweigen einzuhüllen. Hugo lehnte sich in die Bank zurück, schloß die Augen, neigte seiner Gewohnheit gemäß das Haupt zur Seite und lauschte den Sängern und begleitenden Violinen mit dem Behagen eines zwar leidenschaftlichen, aber nicht eben sehr verständnisvollen Kunstenthusiasten, der bei aller ihm innewohnenden Milde doch weiß, daß er der Herr und Schöpfer des Ganzen ist.

Auf seinen bleichen kränklichen Zügen spiegelte sich der Eindruck, den das Musikstück auf seine

Seele machte, mit nervöser, fast ein wenig affektierter Deutlichkeit wieder. Manchmal atmete er gepreßt auf, dann an einer andern Stelle überrieselte ihn ein süßer Schauer. Doch allmählich blies der Wind den übeln Rauch nach der Richtung der Sänger, so daß diese mit Thränen und unleidlichen Hustenanfällen derart zu kämpfen hatten, daß hierdurch der Gesamteindruck des Vortrags stark beeinträchtigt ward.

Pietro, der seinen Herrn während des Singens betrachtet, ergriff den eigentlich für den Künstler bestimmten Lorbeerkranz, winkte den Andern zu und legte behutsam das Symbol der Dichterweihe auf den lockigen Scheitel des Thronerben. Dieser jedoch hatte den Druck gespürt, griff sich mit noch geschlossenen Augen nach der Stirn und sagte dann, als den Andern im Rauch die Stimmen versagten, mißmutig:

„Nun? weiter singen! Was soll das?“

Erst als er die Augen öffnete, erkannte er den Grund der Unterbrechung uud lachte dann herzlich über die verzogenen Gesichter und das unaufhörliche Räuspern der Sänger. Als er dann frug, was sie wohl dem obersten Gott Jupiter opfern sollten, schlug einer vor, einen der vielen Pfauen zu töten, die im Garten nisteten, und diesen zu braten.

„O!“ warf Hugo ein wenig affektiert ein, „ich hätte Dich nicht für so grausam gehalten — nicht Blut soll den Altar beflecken — opfern wir lieber unsere jugendlichen Locken, die noch nie eine zärtliche Hand mit unlauterer Absicht gestreichelt —.“

Man lachte und Einige meinten, es dürften doch nicht alle Locken der Anwesenden sich vollkommener Unschuld rühmen.

Hugo rief heiter erregt nach einer Scheere, die denn auch gleich herbeigeschafft wurde, und während er sie unter allgemeinem Gelächter an seine ein wenig emporgehobenen Schläfenlocke ansetzte, wollte er eben betheuern: „Nie werde eine Weiberhand seinen Scheitel berühren!“ als sein Blick auf eine dunkle Gestalt fiel, die hinter dem Altar vom Rauch halb verhüllt auftauchte.

Es war Pater Hieronymus, der nun näher kam und dessen Erscheinen auf die eben noch so heiter Versammelten einen peinlichen Eindruck machte.

Die Meisten sahen schuldbewußt zu Boden, nur Hugo hatte seine Fassung nicht verloren und blickte der finstern Erscheinung unzufrieden, ja herausfordernd ins Gesicht.

„Was wollt Ihr?“ fragte er, „wer erlaubt Euch, uns zu stören? —“

Der Priester ignorierte die seltsame Verherrlichung des heidnischen Götzen, ebenso wie die rauhe Begrüßung vollständig, kaum, daß er die Jupiterbüste mit den Blicken einmal streifte, während er sich süßlich lächelnd der Gruppe näherte.

„Ei, ei, lieber Herr," sagte er mit dem Zeigefinger drohend, „muß man Euch aufsuchen um Euch an Euer Versprechen zu erinnern?"

„Versprechen?" wollte Hugo auffahren, die Schere wie einen Dolch umfassend. Da fiel ihm ein, daß er seiner Mutter versprochen hatte an diesem Nachmittag mit ihr gemeinsam den „Hippolyt" zu lesen.

„Ach! es ist wahr," entschuldigte er sich, rasch aufstehend, „ich vergaß völlig —."

„Ja! so geht es den gelehrten Herren," tadelte Hieronymus liebenswürdig, „wir durchwandelten bereits den ganzen Garten und konnten Euch nirgends erspähen — seht — da naht soeben Eure erlauchte Mutter," setzte er hinzu, auf die Markgräfin deutend, die von einigen Hofdamen begleitet, durch eine Lichtung des Wäldchens schritt.

Sie sah frischer, jugendlicher aus wie sonst und hatte mehr Sorgfalt auf ihren Anzug verwendet, wenn auch der etwas scharfe, markierte Ausdruck ihrer blassen Züge sich nicht ganz

durch einen geschmackvollen Kopfschmuck verbergen ließ. —

Hugo eilte ihr entgegen und begrüßte sie mit ein paar höflichen Redensarten, die sie mit angehaltenem Atem sehr erregt erwiderte. In ihrem Benehmen lag eine unbeholfene, nervös-hastige Art zu kokettieren, die aber von dem, in solchen Dingen nicht erfahrenen Hugo übersehen ward. Während sie die übrigen Anwesenden mit fürstlicher Gelassenheit begrüßte, wendete sie oft ihr Profil ganz unnötigerweise so zur Seite, daß die Ähnlichkeit mit Dante, die ihm eigen war, recht auffallend hervortreten mußte, oder sie ließ ihren Mantel während des Gesprächs von den Schultern sinken und zog ihn dann auf eine äußerst ungraziöse, von ihr aber für sehr bestrickend gehaltene Weise wieder in die Höhe.

Der Priester wußte es durch geschickt geführte Gespräche so einzurichten, daß sich allmählich der Sohn des Markgrafen und dessen Gattin von den Übrigen unauffällig absonderten. Beide wandelten langsam einer hinter dem Citronenwäldchen gelegenen Rosenlaube zu, vor deren Eingang ein kleiner Springbrunnen auf ein Marmorbassin niederplätscherte.

„Meine teure Mutter hat mich in einem Werke

gestört," begann Hugo in seiner absichtlich feinsinnig sein wollenden Weise, „das sehr gut unserer Lektüre des Hippolyt zur Einleitung dienen kann — wir opferten dem obersten Gott!"

„Ich bemerkte es," entgegnete sie lächelnd, „aber in unsern nüchternen Zeiten scheint die Poesie der Opfer in der Prosa unterzugehen — wir bringen es nicht leicht zur Flamme, nur bis zum Rauch —."

„Aus dem schließlich Schwarzröcke auftauchen," setzte er melancholisch hinzu.

Als sie die kühle Laube bemerkte, stellte sie sich entzückt und nahm eine ihrer Natur ganz fremde, mädchenhafte Fröhlichkeit an, die ihr bei ihrem schwerfälligen Charakter wunderlich, beinahe läppisch zu Gesicht stand. Sie eilte ihrem Begleiter voraus und warf sich lachend auf die Bank, die rings von Rosen umwoben, in der grünlichen Dämmerung der Laube zum Liebesgekose einlud.

„O hier ist's schön," rief sie ein über's andre mal, in die Hände klatschend.

Hugo entging das erkünstelte dieser krampfhaften Lustigkeit, er lächelte, setzte sich neben sie auf die Bank und beteuerte, obwohl es nicht der Fall war, aus Höflichkeit seiner Mutter, ihre Heiterkeit wirke ansteckend auf ihn. Sie wendete

hastig den Kopf nach ihm, begierig jedes Wort zu ihren Gunsten zu deuten.

„Ist es so?“ fragte sie in fieberhafter Erregtheit, „findet was in mir vorgeht, einen Wiederhall im Busen meines Sohns?“

Er bejahte und sie meinte dann leise, eigentlich übe jedesmal das Wort: „Sohn,“ sobald sie es ausspreche, eine unangenehme Wirkung auf sie aus. Er sah sie fragend an.

„Ihr seid nicht mein Sohn,“ setzte sie hinzu, „sollt' es nicht sein!“

„Was denn soll ich sonst sein?“ fragte er arglos.

„Mein Freund —,“ stieß sie hervor, „denn sagt selbst — ich bin doch um Eure Mutter zu sein, zu jung — überdies — wie fremd waren wir uns früher —.“

Hugo stutzte ein wenig bei der Heftigkeit mit der diese Äußerung gethan ward.

Als er dann das Auge seiner Mutter mit dem Ausdruck einer prüfenden Teilnahme auf sich ruhen fühlte, bemächtigte sich seiner eine dumpfe, schwüle Angst und es ward ihm, als ahne er in weiter Ferne ein Dunkles. „Ihr bemitleidet mich, liebe Mutter,“ sagte er, um der Wärme, die von ihr auf ihn überströmte, eine möglichst harmlose Erklärung zu geben. Sie fing dies Wort begierig auf.

„Und Ihr Hugo?“ gab sie zurück, bemitleidet Ihr mich nicht?“ Wieder traf ihn jener prüfende Blick, der das Seelenleben, der in ihrer Gelehrsamkeit der Welt und der Menschen entfremdeten Frau auf eine so unbeholfene, plumpe Art verriet.

„O — ja,“ sagte er zögernd.

„Und — nicht wahr,“ fuhr sie fort, diesmal mit ungekünstelterer Kindlichkeit in Stimme und Benehmen, nicht wahr — Ihr steht mir bei — ich bin ja ein schwaches Weib — und Ihr steht mir bei, wenn ich allzu viel zu leiden habe unter dem Druck, den die Markgrafenkrone Ferraras mir auferlegt —?“

Hugo zuckte erschrocken zusammen, als sein Blick den ihren streifte.

„Mutter, jene Krone,“ begann er vorsichtig, „in wie fern —?“

„Sie hat goldene Zacken,“ fiel sie ihm ins Wort, „die nach abwärts gehen, bis ins Herz, wie Dolche — und wie kalt ihr Gold Hirn und Herz durchfröstelt —.“

Er verstand sie nicht völlig.

„Laßt keine häßlichen Gedanken in uns aufkommen,“ wehrte er ernst ab, „ich achte, ja in gewissem Sinn liebe ich den, welchen uns Beide

zu verehren, das Schicksal zwang. Mein Vater ist barsch, gewaltsam, aber nicht ungerecht —."

„Nicht ungerecht? Gegen Euch?" fragte sie.

Er zögerte und rang sich dann ein schmerzliches „Nein!" ab, worauf sie ihn lange bedeutungsvoll betrachtete.

„Nun," sagte sie dann, „so will ich mir an dem Mitleid genügen lassen, das Ihr mir zollt — wie süß ist's und wie leicht trägt sich Ungemach, wenn wir das Mitleid eines edeln Herzens als Heilmittel auf unsere Wunden legen können —."

Er sann immer noch schwermütig vor sich nieder, riß sich dann aber, als sie mit der Hand wie zufällig sein Knie streifte, aus seinen Träumen los. Übrigens verbarg er ängstlich den, fast einem Schmerz gleichenden widerwärtigen Eindruck, den jene Berührung auf seine Nerven hervorbrachte. Er lächelte verbindlich und gemahnte die ob jener Berührung Errötende an den Zweck, der sie hierhergeführt.

Sie, die schon ein leise angedeutetes Geständnis auf den Lippen gehabt, nahm sich vor, dasselbe bei einer passenderen Gelegenheit durchklingen zu lassen und zog aus der an ihrem Kleide herabhängenden Tasche eine Pergamentrolle.

„Sonderbar," sagte sie, die Rolle auf den

Knieen glattstreichend und dann dieselbe vor die Augen führend, „die Stiefmütter stehen im Ruf ihre Stiefkinder zu hassen — warum nur? Ich begreife das nicht — auch ist es — wie dies Manuskript lehrt, nicht immer der Fall —.“ In Hugo erwachte auf einmal ein seltsamer Zorn, dessen Ursache ihm selbst unklar blieb.

„Haltet Ihr die Liebe Phädras zu Hippolyt für eine schöne, erlaubte?“ fragte er, worauf sie erwiderte: Liebe sei doch immerhin Liebe — überhaupt, es komme ihr lächerlich vor, wenn man die Leidenschaften einteilen wolle in erlaubte und unerlaubte — eine Leidenschaft sei eine Naturkraft, der Sturm, das Feuer bitte auch nicht um Erlaubnis und nun gar die Liebe, die es doch auf Beglückung ihres Gegenstandes abgesehen, unerlaubt zu nennen, sei erst dem aus den niedersten Volksschichten stammenden Christentum vorbehalten geblieben.

„Diese Liebe Phädras zu Hippolyt,“ meinte er in gereiztem Ton, „möchte ich eigentlich nur eine andere Art von Haß nennen —.“

Sie sah ihn groß an, ein wenig über seine plötzliche Heftigkeit erschreckend.

„Richtet sie ihn nicht zu Grunde durch diese Liebe?“ fuhr er leidenschaftlich fort, „überhaupt —

diese Liebe müßte jeden Mann, wäre er auch kein Weiberfeind gewesen, abgestoßen haben — sie hat," fuhr er verächtlich fort, zu viel vom Naturinstinkt —."

Sie fragte verwirrt, was denn die Liebe anders sein solle, als Naturinstinkt?"

„Ja seht Ihr," erwiderte er höhnisch, „das ist's eben was feinfühligen Männern die Weiberliebe oft so verhaßt macht — dies unabgeklärte, nicht genug vergeistigte Hervortreten ihres letzten Ursprungs. Ich glaube, die Liebe des Mannes, da sie nicht allein durch's Herz, sondern mehr noch durch's Gehirn geht, bewahrt stets eine gewisse geistvolle Würde, erniedrigt sich nie so weit wie diejenige des Weibs bis zum blinden, dummen Naturdrang —."

Wieder traf ihn, wie schon einmal, jener feindselig-lauernde Blick aus den Augen Parisinas. Dann versank sie in ein seltsames brütendes Schweigen, aus dem er sie, seine Heftigkeit bereuend, durch eine lange Rede über Büchereinbände und andere, ihr völlig gleichgültige Gegenstände weckte. Er sprach über die neue, in Deutschland aufgetauchte Erfindung des Bücherdrucks, über die Veränderung, die das Kriegswesen durch die Schußwaffen erführe und teilte ihr, um ihr Interesse auf edlere Dinge zu richten mit, daß er einen

Kopisten nach Deutschland geschickt, der in den Klöstern nach alten Manuskripten suchen solle.

Sie hörte ihm zerstreut zu und unterbrach ihn dann unvermittelt mit der, dem Gespräch gänzlich fern liegenden Behauptung: „Ihr habt recht! Phädra liebte den Hippolyt nicht, sonst hätte sie nicht durch jenes Schreiben den Verdacht auf ihn gelenkt — das kann keine wahrhaft Liebende —.“

Hugo, dem die beständige Hervorhebung des Phädrathemas endlich anfing lästig zu werden, sah erst verdrießlich vor sich hin und begann dann, nur um seiner Mutter dadurch einen Gefallen zu erweisen, in dozierendem Ton über Platos Definition der Liebe zu sprechen. Allmählich schilderte er die geistige Zuneigung, die Süßigkeit der Entsagung mit echt italienischem Wortreichtum und mit jener phrasenhaften Scheinpoesie, die auch auf das bedeutendere Weib selten ihre berauschende Wirkung verfehlt. Parisina die ihm bewunderungsvoll zugehört, erfaßte seine Hand.

„O um wie viel besser bist Du — um wie viel —,“ flüsterte sie, stockte dann, da sie sich des „Du“, das sie gebraucht, schämte, beugte sich dann aber rasch entschlossen auf seine Hand nieder und küßte dieselbe.

Er erschrack eigentlich über die unerwartete

Wirkung seiner Worte, da ihm aber der Triumph seiner Beredsamkeit schmeichelte, und ihn ihr thränenüberfüllter Blick rührte, ließ er sich ihre Zärtlichkeit gefallen und lehnte dieselbe erst dann sanft ab, als sie ihren Kopf leise gegen seine Schultern neigte und nochmals seine auf den Knieen liegende Hand ergriff.

Sie hielt diese stumme Ablehnung für Hochherzigkeit und edle Selbstüberwindung, was natürlich ihre Verehrung für ihn noch steigerte.

„Ihr habt Recht," flüsterte sie, wohin führt das — es ist ja Wahnsinn —! Aber wir wollen doch recht gute Freunde bleiben — nicht wahr?" setzte sie in treuherzigem Tone hinzu. Er, der finster vor sich niedergestarrt, hatte nur die letzten fünf Worte deutlich verstanden, die er, da sie unverfänglich waren, durch ein leichtes Kopfnicken beantwortete.

Eben wollte er ein paar Worte erwidern, als eilige Schritte sich der Laube näherten. Pietro nebst dem Pater Hieronymus kamen eilig herbei, ihnen folgte in einiger Entfernung die übrige Gesellschaft, der sich eine gewisse Erregung bemächtigt zu haben schien.

„Ein Brief von Sr. Durchlaucht dem Markgrafen," rief der Pater, während Pietro der Gräfin

sich verbeugend einen silbernen Teller entgegenhielt, auf welchem ein versiegeltes Schreiben lag. Parisina erblaßte, erkünstelte aber eine außerordentliche Freude, die nur durch Übertreibung den Eindruck, den sie hervorbringen sollte, ein wenig schädigte. Sie erbrach sogleich das Schriftstück und las. Nur mit Mühe konnte sie ihre Bestürzung verbergen — ihr Gatte zeigte ihr an, daß ihm auf halbem Weg ein Legat des Papstes entgegengereist sei, mit dem er die Streitigkeiten über Modena zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt, und daß er selbst sogleich nach Ferrara zurückkehren werde.

Einige Zeit hielt sie den gelesenen Brief, ohne ein Wort hervorbringen zu können, in der Hand. Erst als der Pater sie bat den Inhalt mitzuteilen, überreichte sie den Brief ihrem Stiefsohn, konnte dann aber vor der Gesellschaft ihre Mißstimmung ziemlich geschickt verbergen, was Hugo, als er das Schreiben durchflogen, nicht gelingen wollte. Sie sprach eifrig mit den jungen Herrn über das freudige Ereignis baldigen Wiedersehens, während Hugo in sich gekehrt dastand und an den Nägeln kaute.

„In wie viel Tagen kann mein Gatte hier sein,“ fragte sie dann und erhielt zur Antwort, es könne in acht Tagen geschehen.

Bald darauf verabschiedete sie sich lächelnd und heiter. Hugo verfiel von diesem Augenblick an in eine tiefe Verstimmung und war nicht mehr dazu zu bewegen, sich an den Belustigungen der Freunde zu beteiligen. Pietro sprach ihm Mut zu, war aber selbst so bedrückt, daß dies ihm nur schlecht gelang. Die kleine Gesellschaft wandelte planlos durch den Garten. Alle wußten, weshalb keine rechte Fröhlichkeit mehr unter ihnen aufkommen konnte, Keiner wagte aber von der Rückkehr des Grafen zu reden. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Etwa eine Woche darauf hatte Torrigiani, der Bildhauer, eine größere Gesellschaft, darunter auch den Sohn des Markgrafen zu einer Abendmahlzeit geladen. Nach der Sitte der Zeit sollte jeder seine „Krähe", d. h. seine Geliebte mitbringen. Hugo, der keine solche besaß, kam in nicht geringe Bestürzung, bis ihm einfiel, das Beispiel Benvenuto Cellinis nachzuahmen, der sich aus einer ähnlichen Verlegenheit dadurch gezogen, daß er einen gewissen Diego, als Weib verkleidet, mit in die Gesellschaft nahm. Als echte Gelehrtennatur unbeholfen und selbst in Kleinigkeiten unselbständig, begann Hugo seinen Plan ganz nach dem Vorbild Cellinis ins Werk zu setzen. Er bat Pietro die

bereit liegenden Frauenkleider anzuziehen, was dieser, ohne zu ahnen weshalb, lachend that. Dann steckte er ihm einige Ringe an die Finger, schlug ihm mit ernsthaftester Miene ein Tuch um den Kopf, wie es damals die Venezianerinnen trugen und führte den Verkleideten am Ohr vor den großen Spiegel. Der also Umgewandelte erkannte sich selbst kaum wieder und rief ein übers andermal in kindischer Freude: „Bin ich das wirklich?" — Der junge Markgraf rückte dann zögernd mit der Sprache heraus.

„Ja, das ist Pietro," sagte er, und machte ihm klar, daß er sich schäme, ohne weibliche Begleitung der Einladung Folge zu leisten.

Pietro, eine immer heitere, harmlos-kindliche Musikerseele, brach bei diesem Vorschlag erst in ein Gelächter aus, besann sich dann einen Augenblick. Darauf sah er seinen fürstlichen Gönner mit jenem graziösen Lächeln an, wie es nur italienische Lippen zu stande bringen. „Mit Keinem würde ich in dieser Maskerade das Fest besuchen — aber Euch zu Liebe thue ich es gern!" sagte er errötend.

Als sie gingen ward der ewig an seinen Charaktereigenschaften herumkritisierende Fürstensohn wieder unschlüssig. Seine oft pendantische Sitten-

strenge verbot ihm diese immerhin etwas freie Gesellschaft zu besuchen. Erst den Bitten Pietros, der sich auf den bevorstehenden Scherz freute, gab er nach und trat über die Schwelle des Palastes, den Torrigiani bewohnte.

In seiner sonderbaren poesielosen Unerfahrenheit, die sich doch nach Poesie sehnte, ahnte er nicht, daß er gerade durch diese nüchterne, auf falschen Grundsätzen aufgebaute Sittenstrenge, die zu ihrer Aufrechterhaltung doch so leicht zu phantastischen Mitteln griff, erst recht Anstoß erregen müsse. Im Anfang zwar verlief das Künstlerfest in dem schön dekorierten Saal aufs Angenehmste. Die Speisen waren vortrefflich, der Wein ebenso. Die Unterhaltung belebte sich aufs Anmutigste. Nur der Bildhauer durchschaute die Verkleidung. Er scherzte mit dem seine Rolle trefflich durchführenden Pietro, dessen wirklich hübsche Züge sich gefällig von der hinter ihm befindlichen Jasminwand abhoben. Pietro las die an den Wänden ringsum angehefteten von Hugo herrührenden Sonette mit so vielem Ausdruck, daß mehrere junge Maler, die ihn für eine abenteuerliche Schöne hielten, vor ihm niederknieten und begeistert um dieses „Engels“ Segen baten. Der junge Markgraf, von dem lockeren Ton abgestoßen, wußte

indes nicht, wie er sich mit den ihm auf unfeine Weise schmeichelnden Modellen und „Krähen“ unterhalten sollte und verfluchte im Stillen seinen Einfall, die Gesellschaft auf diese faschingsartige Weise betrügen zu wollen.

Aus Verlegenheit, innerer Beschämung und Furcht, man könnte ihn mißverstehen, wurde er schweigsam und verdrossen. Mehrmals fühlte er sich veranlaßt, in seiner schulmeisterhaften Manier leise seinen Tadel auszusprechen und dem Festgeber anzudeuten: er könne ja gewiß jeden, auch einen derben Scherz vertragen, nur müsse sich derselbe in den von der Ästhetik vorgeschriebenen Grenzen bewegen, was hier oft nicht der Fall sei.

Später pries ein junger Poet, um dem künftigen Erben Ferraras zu schmeicheln, die vermeintliche „Krähe“ desselben in schwülstigen Sonetten. Pietro, all dieser Huldigungen überdrüssig, vom Wein erhitzt, fing es an unbehaglich zu werden. Als die neben ihm sitzenden Mädchen, die ihn für eine Venezianerin hielten, während des Vortrags aus Neid oder Eifersucht nicht aufhörten Fragen an ihn zu richten und ärgerliche Bemerkungen sich zuzischelten, erhob sich der Verkleidete gelangweilt und verlegen vom Tisch, vorgebend er fühle sich unwohl. Einige mitleidige Weiber begleiteten den

Errötenden, trotz seines lebhaften Widerspruchs, in das Nebengemach, von welchem aus dann bald ein großes Gekreische verkündigte, daß man den Betrug entdeckt. Pietro ward von den wütenden Weibern in den Saal gezerrt, einige verlangten seine Bestrafung, und als dem verzweifelt sich Wehrenden fast die Kleider vom Leibe gerissen wurden, schlug er um sich. Einer „Krähe", Namens Olympia, ward durch einen Faustschlag ihr Silberkamm in die Kopfhaut getrieben, blutend stürzte sie nieder. Die Männer, teils lachend, teils schmähend, ergriffen Partei, mischten sich mit offenen Schwertern in den Kampf. Pietro, der ein Messer vom Tisch genommen, hieb weinend um sich wie ein Rasender. Man trennte sich bald, Pietro nervös schluchzend, Hugo sehr verstimmt, der Gastgeber ratlos, da vier Verwundete und ein Toter in seinem Saal lagen. Es konnte nicht fehlen, daß diese Ausschreitungen rasch in Ferrara von Mund zu Mund liefen und daß die Feinde des jungen Grafen nicht versäumten, dieselben auszuschmücken und zu entstellen.

* * *

Es war einige Tage später. Parisina lag bereits im Bett. Neben ihr, von dem graziösen Tischchen herüber, warf ein Wachsstümpfchen den

gelblich-roten hinsterbenden Schimmer über die grünen Seidenpolster, das hohe reich geschnitzte Bettgestell, und zeichnete die „Dantenase" der Markgräfin schwarz in riesigen Umrissen an die teppichbehangene Wand. Die in den letzten Tagen in beständiger Spannung Schwebende konnte nicht schlafen, weshalb sie einen ganzen Bücherberg neben dem Bett auf dem Sessel sich hatte anhäufen lassen. Besonders hatten diesmal die ihr sonst weniger gefallenden Sonetten Petrarkas ihr Inneres in ganz außergewöhnliche Stürme versetzt.

Eben hatte sie das Buch, von Weinen und Nachgrübeln erschöpft, auf die Bettdecke gelegt und blickte durch das offene Fenster, das auf den inneren Hofraum des Schlosses nach den Gemächern des jungen Markgrafen führte. Aus diesem schwarzen Schacht blickte jetzt ein matter glasiger Lichtschimmer auf. Die von fortgesetztem Seelenleid Ermattete richtete sich empor und betrachtete die rotglühenden runden Scheiben, die so verständnislos zu ihr herüberstierten und an welchen zuweilen schattenhafte Arme oder Köpfe vorüberhuschten. Dort saß jetzt der junge Erbgraf im Kreise seiner Freunde, malte sich die Einsame aus und gab sich, wie er es über Alles liebte, den Eindrücken der schönen Künste hin. Sieh! jetzt hob sich der Schatten

eines Lockenkopfs vom Fenster ab, war es der seine, oder derjenige Pietros? Es ließ sich in der Verzerrung, die die Scheiben dem Schattenbild gaben, nicht entscheiden. Horch! — klagende Guitarrenklänge zitterten herüber — wem galten die vibrierenden Laute, zu welchen sich eine schöne Männerstimme gesellte? Ihr? O, daß sie nicht teilnehmen konnte an diesen Geselligkeiten. Wie gern hätte sie dem Gespräch der geistreichen Freunde gelauscht, denn sie hielt viel von echter Männerfreundschaft, weil in den alten Schriftstellern von derselben häufig die Rede war. Daß auch Hugo für dieselbe schwärmte, gab ihm in ihren Augen eine gewisse antike Größe und Feierlichkeit, weckte aber auch ihren Neid, ja ihre Eifersucht.

Sie hatte sich schon seit einer Stunde besonnen, ob sie ihr heruntergebranntes Wachsstümpfchen mit der neben dem Kupferleuchter liegenden Kerze vertauschen sollte. Als jetzt die schmachtenden Töne zu ihr durch die Nacht drangen, siegte in ihr ein unbestimmter Drang, irgend etwas zu erleben, über ihre fast krankhafte Sparsamkeit. Der ferne Gesang, gedämpftes Gelächter, die zitternde Röte des hohen Fensters im gegenüberliegenden Schloßflügel erweckten in ihr das dunkle Vorgefühl, als müsse heute Abend eine Entscheidung nahen — wie sie

dieselbe herbeiführen wollte, wußte sie freilich nicht, aber sie merkte, daß ihr eine innere Flüsterstimme keine Ruhe ließ und sie mit dämonischer Sucht, gegen ihre bessere Einsicht, nach einem — einerlei ob glücklichen oder verderblichen Ziele hindrängen wollte! Teilweise war die aufregende Lektüre, der sie sich schon seit Stunden hingegeben, Schuld an diesem leidenschaftlichen Streben nach Entscheidung, teilweise die Erkenntnis, daß, wenn ihr Gatte — was jeden Augenblick geschehen konnte — wiederkehre, jeder Versuch, sich dem Geliebten zu nähern, unmöglich sein werde. Es mußte also, wenn überhaupt einmal in dieser Sache ein entschiedener Schritt gethan werden sollte, derselbe gleich geschehen. Besser freilich, er würde nie geschehen. Aber konnte sie jetzt zurück? Sollte sie auf halbem Wege stehen bleiben? Verlangte nicht selbst die Sünde einen ganzen, entschlossenen Charakter und war es nicht Schwäche und Halbheit, wenn sie das Glück, das ihr vielleicht schon die Hand reichte, von sich stieß? Hatte sie sich nicht vorgenommen jenen starken, trotzigen Charakteren des Altertums zu gleichen, welche die Bewunderung der Nachwelt auch noch, wenn sie die Achtung derselben eingebüßt, erzwangen? Zum wenigsten wurde sie dies quälende Gefühl der

Ungewißheit los, wenn sie handelte. Auch hoffte sie sich darin nicht zu täuschen, daß ihn dieselbe Sehnsucht erfüllte wie sie — nur schien er, eine mehr passive Natur, die Gefahr der Entdeckung zu fürchten. Daß sie sich nicht gerade durch hervorragende Schönheit auszeichnete, ahnte sie, aber ihr Geist mußte doch einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht haben. Die Leidenschaft hatte längst die Grundfesten ihres Charakters so tief untergraben, daß sie ihr Streben für berechtigt, und die etwaigen Einwürfe anders Denkender für Trugschlüsse hielt. Indes las sie weiter. Die glühenden Verse berauschten sie immer mehr.

Allmählich steigerte sie ihre krankhafte Exaltation künstlich. Sie hätte jetzt noch ihrer erregten Phantasie Einhalt gebieten können, allein sie wollte es nicht, ein gewisser sentimentaler Eigensinn, durch die Verse Petrarkas gesteigert, trieb sie dazu an, sich vorzustellen, sie liege im Sterben, sie verdiene das tiefste Mitleiden und die böse Welt wolle ihr dasselbe nicht gewähren. Sie malte sich den Geliebten mit immer herzloseren Farben aus, um sich an ihrem eigenen Jammer mit schmerzlichem Behagen zu laben, wobei sie beständig die Empfindung hatte, als müsse er jetzt genau dasselbe in sich nachleben, was sie durchlebte und

müsse, von Erbarmen erfaßt, zu ihr eilen, sie zu trösten. Aber bei Alledem wußte sie, während ihre Thränen flossen und ihrer Brust sich krampfhaftes Stöhnen entrang, daß sie eine, wenn auch halb unfreiwillige Komödie aufführte.

Nach einiger Zeit erschien die durch dies Gebahren der Herrin aus dem Bett gescheuchte Zofe an der Thüre und fragte, ob sie den Arzt rufen solle. Parisina dachte befriedigt im Stillen: endlich nimmt ein Mensch Notiz von mir Unglückseligen! und fragte schluchzend, ob denn ihr Gatte noch nicht komme? Ob man noch keine Nachricht von seinem Nahen habe? Die ob solcher Gattentreue gerührte Dienerin verneinte.

„So rufe mir den Beichtvater," befahl die Herrin, „ich fürchte, meine letzte Stunde ist gekommen — ich will mit ihm beten —." Die Zofe ging, während die Herrin sich desto fesselloser ihrer Exaltation hingab, je mehr sie Hoffnung hatte, daß dieselbe Mitleid erregen werde.

Pater Hieronymus, der im Schlosse wohnte, war gleich zur Stelle. Als er die Fürstin in Thränen aufgelöst, allerlei dunkle Redensarten ausstoßend, von Krämpfen geschüttelt auf ihren Polstern fand, ahnte er sogleich den Zusammenhang und ihre unausgesprochenen Wünsche. Er

stellte sich indes sehr bestürzt und meinte, der Dienerschaft gegenüber, er wisse hier keinen Rat, die Markgräfin scheine mit dem Tode zu ringen. Sogleich eilte er in den andern Teil des Schlosses zu dem noch wachenden Hugo, ihm die Trauernachricht zu überbringen. Hier versäumte er indes nicht, einen Augenblick an der Thüre zu lauschen, ehe er eintrat, indem er bei sich erwog, daß ein hastig aufgefangenes Wort, das sich vielleicht geschickt wenden ließ, unter Umständen nützlich werden konnte. Er hatte auch das Glück, ein paar an sich ganz harmlose Scherze des jungen Grafen aufzufangen und verfehlte nicht, bei seinem Eintritt in dessen Gemach seinem Gesicht einen gewissen Zug aufzudrücken, als sei er peinlich überrascht.

Hugo, der eben die Freunde entlassen hatte und sich unter unbefangenen Gesprächen von Pietro auskleiden ließ, um sich ins Bett zu legen, runzelte beim Erscheinen des Priesters die Stirne, war dann aber aufrichtig erschrocken, als ihm jener die schlimme Nachricht mitteilte, da, wenn der Gräfin ernstlich Gefahr drohte, er nicht wußte, was während der Abwesenheit des Regenten zu thun sein werde. Ohne zu zögern, in Hemdsärmeln, eilte er durch die Gänge und Säle nach dem Schlafgemach der Mutter.

Parisina, als sie seine Schritte hörte, fühlte in der That, wie ihr halbgespielter Krampfanfall sich in einen wirklichen zu verwandeln drohte. Im ersten Augenblick der Verwirrung kamen ihr ganz unsinnige Einfälle. „Es ist zu hell hier," dachte sie, dann schossen ihr einzelne Worte, die Hugo einmal gebraucht, blitzartig durchs Hirn, und dann war ihr's, als müsse sie sich mit den Zähnen an seinen Nacken, dessen Weiße sie stets bewundert, festsaugen.

Nun stand sie vor der schon lange herbeigewünschten Entscheidung. Sie hörte mitten in ihrem Stönen mit schauerndem Entzücken, wie Hugo besorgt den Priester fragte, ob der Anfall schon lange gedauert? Dann sah sie seine schlanke Gestalt wie ein Traumbild beim Schein der Kerze eintreten, schloß die Augen und erblich so jäh, daß auch, wenn nicht ihr Bewußtsein halb verschleiert gewesen wäre, der junge Markgraf hätte annehmen müssen, hier liege ein bedenklicher Krankheitsfall vor. Kalter Schweiß stand ihr auf der Stirn.

„Mutter," fragte er bestürzt sich über das Bett beugend, „bedarfst Du meiner? Was fehlt Dir?"

Sie brauchte sich nicht zu verstellen. Sie schauerte, daß ihr die Zähne aneinander schlugen,

und als sie jetzt die müden Augen öffnete, war es, als ob sie aus einem wüsten Fieberhalbschlaf aufgeschreckt wurde. Erst brachte sie kein Wort hervor.

„Ach, Hugo — Du bist's?" stammelte sie dann matt und begann geistesabwesend zu lächeln, „ich danke Dir — ach! ich glaubte wirklich zu sterben — ich bin schon seit Wochen leidend — wollte es Dir nur nicht gestehen — aber jetzt — ich fühle mich schon etwas besser — seit — seit Du in meiner Nähe weilst —." Wie schloß die Augen wieder, als wollte sie einschlafen. Pater Hieronymus hatte sich unter dem Vorwand, den Arzt zu rufen, entfernt. Hugo war ratlos und sah sich hilfsbedürftig um. Tiefe Stille im Gemach, nur die blausilberne Kerzenflamme knisterte einmal, stand dann aber wieder wie erstarrt, eine trübe, traurige Helle auf die zwei Menschen gießend. Daß seine Mutter schon seit Wochen die Miene einer Leidenden gehabt, kam ihm jetzt klar zur Erinnerung.

„So seien die Heiligen gepriesen," sagte er aufatmend, „es scheint, das Schwerste ist vorüber — Du kannst noch lächeln, Mutter —."

Sie nickte, in einen Freudenrausch versetzt, da sie ihn zum erstenmal das vertrauliche „Du!" gebrauchen hörte.

„Willst Du Dich nicht einen Augenblick hier zu mir setzen?“ fuhr die Kranke mit so innigem Tone fort, daß Hugo von einem wahrhaft freundschaftlichen Gefühle übermannt die Thränen in die Augen treten fühlte. Er setzte sich, überließ der Leidenden seine Hand, die sie fest umklammerte, als wolle sie durch dieselbe wieder ins Leben gerissen werden und die sie dann zärtlich auf die hoch klopfende Brust drückte. Er, wieder von einer gewissen kontemplativen Teilnahmlosigkeit befallen, versank in Stillschweigen, während sie leise, immer wie fröstelnd, an ihn hinredete. Den Kopf neigte er zur Seite, indeß seine Oberlippe über die Unterlippe sich verschiebend, im Verein mit seinen großen melancholischen Augen ihm wieder jenen kindlich-träumerischen Ausdruck verlieh, den die Markgräfin so sehr an ihm liebte.

„Ach — Hugo,“ flüsterte sie, sich ganz zu ihm hinneigend, „zu sterben — ohne — ach, ohne ein liebendes Wesen in der Nähe zu haben —.“ Ihre Hand, mit der sie die seine umspannte, zitterte. Er fuhr mit dem Kopf nach ihr um und sah ihr mit einem Blick wärmsten Mitleids ins Auge, schüttelte traurig den Kopf, bewegte die Lippen und neigte sich dann sprachlos ein wenig zu ihr, als wolle er ihre so ernsten Gedanken mißbilligend

verscheuchen. Der blendende Silberpunkt der Kerze, in die er fortwährend starrte, schläferte ihn geradezu ein und machte, daß er nicht genau beobachtete, was sie that und sprach. Sie hielt diese träumerische, sich an ein Unaussprechliches hingebende Ruhe, für verschämtes mutloses Einverständnis und während sie dem sich ihr Nähernden weinend ins Ohr flüsterte:

„Ach — weißt Du, Böser, daß Du die Ursache meiner unaussprechlichen Leiden bist?“ — schlang sie ihre beiden Arme heftig um seinen Hals, drückte seiner von ihr herabgezogenen Wange einen brennenden Kuß auf und setzte leise hinzu: „Hugo — ach! Du weißt nicht, wie ich Dich liebe!“

Aber noch hatten ihre Lippen nicht ganz seine Wange berührt, als sie schon mit entsetztem Überraschen den verzerrten, tiefen Ekel ausdrückenden Zug auf seinem sich abwendenden Gesicht bemerkte. Er hatte ihren Kuß, der kein mütterlicher war, verstanden, war aufgesprungen und starrte die ihr Gesicht mit beiden Händen Bedeckende, einen gellenden Schrei Ausstoßende, erst wie ungläubig, dann entrüstet an.

„Erdolche mich Hugo!“ keuchte sie verzweiflungsvoll, „wie sehr mußt Du mich verachten —.“ Er aber, wie vom Arm einer Wurfmaschine ge-

packt, stürzte so rasch aus dem Gemach, daß er den vor der Thüre lauschenden Pater Hieronymus fast über den Haufen rannte. Gerade als der Pater, bleiche Angst auf dem Gesicht, ans Bett eilte, hörte man eine Trompetenfanfare nebst Hufgestampf vom Schloßhof herauf schallen und sah die Fenster und Mauern im zitternden Glutreflex vieler Fackeln sich bewegen.

„Bei den Wunden Christi — wie unüberlegt habt Ihr Euch benommen!“ flüsterte der erschrockene Priester, der immer noch sich krampfhaft das Gesicht Bedeckenden zu, „jetzt — fleht die Jungfrau an — es ist Alles verloren!“ — Er wollte eben in atemloser Hast seinen Tadel näher begründen, als der Hausverwalter, mit hochgerötetem Gesicht am ganzen Körper schlotternd, an der halboffenen Thüre erschien.

„Der Herr — der Herr — ist soeben angekommen —,“ schrie der erregte kleine Mann und schraubte sich wieder wie vom Wirbelwind erfaßt, hinaus. Der Priester sah ihm mit einem vor Bestürzung ganz dummen Gesicht nach.

„Was sagte er?“ stöhnte die Gräfin, sich in den Kissen empor richtend.

Hieronymus trat ans Fenster — der ganze Schloßhof war von Bewaffneten und deren Rossen

bedeckt, die sich im blutroten Glanz mehrerer Fackeln bewegten.

„Um Gott — Euer Gemahl —“ stotterte der Priester, der den Grafen soeben vom Pferde steigen sah. Die Gräfin blieb sprachlos, rollte die Augen zur Decke, als wolle sie rufen:

„Gütiger Gott — auch das noch!!“ und rang beide Arme zum Himmel. Dann fiel sie stöhnend in die Kissen zurück wie eine Sterbende. Der Priester, dem die Würde seines Berufs immerhin eine gewisse Sicherheit verlieh, hatte sich bald wieder gefaßt und trat zornig an das Bett.

„Was soll das,“ tadelte er die halb Ohnmächtige in strengem Ton, „wollt Ihr hier liegen, während Euer Sohn Euch beim Grafen anklagt? Ist jetzt Zeit unthätig dem Untergang entgegen zu wimmern? Auf! es muß gehandelt werden —.“ Die Gräfin regte sich nicht.

„Aber — was soll ich denn thun?“ jammerte sie, „laßt mich doch in Ruhe — handelt Ihr an meiner Statt — Ihr waret es ja, der mir zu der That riet — jetzt übernehmet die Folgen —.“

„Hier giebt es nur einen Rettungsweg,“ ächzte Hieronymus, dem ihre letzten Worte einen Stoß versetzten und deutete ihr an, sie müßten der Anklage Hugos zuvorkommen — den Unschuldigen

zuerst anklagen — was die heilige Jungfrau entschuldigen werde —!

Aber die noch nicht gänzlich demoralisierte Gräfin fiel ihm ins Wort:

„So wollt Ihr mich denn völlig zur zweiten Phädra machen?" Der Priester zwang sein an sich leidenschaftsloses Temperament zur Heftigkeit:

„Mit der Hilfe Gottes wird die Sache gelingen — vertraut auf seinen Schutz," ereiferte er sich, der bedachte, wie leicht ihm selbst als Anstifter und Berater schwere Unannehmlichkeiten erwachsen konnten und bewies nun der hilflosen Frau, daß Hippolyt, wie sie wisse, einen Eid geschworen hatte, der ihm verbot von der Liebe seiner Mutter zu reden — während ihrem Sohn nicht durch einen solchen der Mund verbunden sei, er also bei seiner weiberfeindlichen Natur plaudern werde. Es bleibt keine Wahl, entweder er — oder sie Beide —

„Still —" unterbrach er sich keuchend, „ich höre Schritte — steht auf — hört Ihr? — bei den Schmerzen der heiligen Jungfrau, ich befehle Euch aufzustehen —." Der sonst so ruhige Mann weinte fast vor Angst und Zorn.

Die Gräfin, die gänzlich den Kopf verloren und nicht wußte, ob sie dem verzweifelnden Priester,

oder ihrer angstvoll abmahnenden inneren Stimme gehorchen sollte, raffte sich taumelnd empor. Gerade als sie den Schlafmantel überwarf, ward die Thüre aufgerissen und stürmischen Schritts mit leuchtenden Augen, gerötetem Antlitz trat der Markgraf ins Gemach.

„Ei was? schon im Bette?“ rief er rauh lachend, „verzeiht gnädige Frau, daß ich Euch keine Meldung vorausschickte — es beliebte mir Euch zu überraschen —.“

Und an seinen Handschuhen zerrend, setzte er mit plumper Laune hinzu:

„Hoffentlich bin ich willkommen? war eine harte Reise —“ und lachte dann wieder.

Er hatte seine Handschuhe zu Boden geworfen. Während er sich freudestrahlend, zitternd vor Ungeduld seiner gebeugt dastehenden Gemahlin zuwandte, sie zu umarmen, fiel sein Blick auf das dunkle Gewand des betreten vor sich hinstarrenden Priesters. Der derb herzliche Ausruf: „Nun aber will ich mir's bequem machen —“ erstarb ihm vor Überraschung halb auf den Lippen, da Beide seinen Gruß nicht erwiderten. Sein Erstaunen wuchs, als die noch unschlüssige Parisina, welcher der Priester einen Blick zugeworfen, seinen zum Umfassen ausgebreiteten Armen eine abwehrende

Hand entgegenstreckte und er traute seinen Sinnen nicht, als sie, während sie erschöpft zur Thüre hinauswankte, verstört mit tonloser Stimme vor sich hinstammelte:

„Nicht so mein Gemahl — Du entehrst Dich — ich — darf nicht mehr sagen — befrage den Pater —.“

Nikolo sah wie träumend der Enteilenden nach, dann fiel ihm wieder der schweigsame Pfaffe ins Auge und während ihm die Stirnadern schwollen, die Runzeln seines in den Nacken zurückgebeugten Gesichts sich röteten, fragte er leise, als scheue er sich das Geheimnis zu lüften:

„Was ging hier vor? — was hat sie?“

Der Priester seufzte betrübt. Zum zweitenmal mußte der Fürst um Antwort bitten.

„Herr,“ flüsterte er endlich unter sich sehend, „Euer Sohn —“ und stockte dann vieldeutig.

„Was beliebt? Hugo?“ fuhr der Graf auf.

Hieronymus trat näher und flüsterte dem Grafen ein paar Worte ins Ohr, die diesen emporschnellen ließen, als habe ihm ein Wurfgeschoß die breite Brust gestreift.

Er erblich jäh, rang nach Atem und stierte dem Priester mit vorgequollenen Augen wie irrsinnig ins Gesicht.

„Eben jetzt? als ich kam?“ fragte er.

„Eben jetzt —.“

„Und Du — warst Zeuge?“

Der Priester, der schon lange auf Hugos Untergang gesonnen, da er in ihm einen gefährlichen Feind der Kirche erblickte, zuckte bedauernd mit den Achseln und reckte seine feine Nase schnüffelnd vor.

„Hoher Herr,“ umging er die letzte Frage vorsichtig, „wie es häufig zu geschehen pflegt — so auch hier — Hugos Haß sollte nur die Maske abgeben, für seine schändliche Liebe! Oder vielmehr aus diesem Haß entwickelte sich, da er die Liebenswürdigkeit Eurer erlauchten Gattin im näheren Umgang bewundern gelernt, — diese schmähliche Leidenschaft —.“

Dem Grafen warf diese Erklärung eine helle Beleuchtung auf viele vorher dunkele Einzelheiten in Hugos und seiner Gattin Benehmen und schürte die Unzufriedenheit, die er stets mit dem Betragen des Sohns gehegt bis zur Wut, ja bis zum Haß. Ein Angriff seines Sohns auf die Ehre seiner Gemahlin? Ein Grauen überlief ihn — das war nicht mehr Eifersucht — es war ein, jeden Nerv in ihm empörender folternder Ekel, der in ihm wühlte.

Seine Kniee begannen zu wanken, er mußte sich setzen. Der Priester schilderte indes dem in sich Zusammengesunkenen, wie er Beide schon seit Wochen beobachtet, wie Hugo das mütterliche Entgegenkommen Parisinas sich in falschem Sinne ausgelegt, ging dann auf die Einzelheiten des von ihm eben mit angesehenen abscheulichen Auftritts über und fügte noch eine Bemerkung über Hugos Lebenswandel und zweideutigen Umgang hinzu, die den Grafen finster fragend aufsehen ließ. Er erwähnte nämlich wie beiläufig, in hastiger, niedergeschlagener Art die phantastischen Feste, die der Freundeskreis des jungen, kunstbegeisterten Grafen veranstaltet, die ihm kirchengefährlich schienen und wußte denselben durch Seufzen und geheuchelte Entrüstung eine ungesunde, jede Sitte verhöhnende Absicht unterzuschieben, so daß ihm der Fürst aufs tiefste bestürzt mit der Hand Schweigen gebot. Als man gleich darauf Weibergekreische vom Hausflur herüberschallen, Fußtritte und Thüren zuschlagen hörte, trat Hieronymus aus dem Gemach, um eine vorüberlaufende Zofe nach der Ursache des Lärms zu fragen. Soeben habe die gnädige Frau Markgräfin einen Selbstmordversuch gemacht, erfuhr er von der weinenden Dienerin. — Man habe ihr

aber noch rechtzeitig die Waffe, die sie sich unter erbarmungswürdigen Ausrufungen auf die Brust gesetzt, entwunden.

Der Markgraf, dessen Züge ganz hart und gelb geworden waren und der nach seiner anstrengenden Reise einen solchen Empfang nicht erwartet, nahm die Nachricht vom Selbstmordversuch der Gattin mit dumpfem Entsetzen in Empfang.

Er sagte mit klangloser Stimme hierauf weiter nichts als: man solle ihm den Sohn hierher rufen. Der Priester ging.

Nikolo wagte, als er allein in dem stillen, matterhellten Gemach saß, gar nicht an das scheußliche Vergehen des Sohns, an dem er nicht zweifeln konnte, zu denken. Er schlug sich manchmal mit der flachen Hand an die Stirn und preßte diese schließlich auf die Platte des vor ihm stehenden Tisches herab. So, eine Beute des grimmigsten Schmerzes, saß er, manchmal aufstöhnend, bis Hugo eintrat. Hugo war, als ihm jener unmütterliche Kuß die Wange durchglüht, halb von Sinnen in seine Gemächer geeilt und hatte mühsam nach Worten suchend, seinem Diener Pietro erst befohlen einzupacken, sie wollten Beide schleunigst abreisen. Dann, als er sich ein wenig beruhigt, hatte er auf lebhaftes Befragen den Vorfall be-

richtet. Pietro hatte, nach Art junger leichtsinniger Leute, die ernste Angelegenheit ins Lächerliche zu ziehen gesucht, indem er den Herrn scherzend einen zweiten Joseph und Hippolyt nannte und sich phantastisch ausmalte, wie sich derselbe kläglich benommen haben werde. Er selbst wolle in gleichem Fall mehr Mut an den Tag legen, was er denn nur bei seiner Tugend gewinne? Es werde ihm dieselbe nur gefährlich werden, ein wenig Nachgiebigkeit schütze in dieser Welt des Irrtums stets besser vor Verleumdung und Verfolgung als starrer Tugendstolz. Schließlich war Hugo auf die graziösen Scherze des unwiderstehlichen Leichtfußes eingegangen, die ihn zwangen, die Sache im Lichte eines interessanten Abenteuers zu betrachten, bis ihn die plötzliche Zurückkunft seines Vaters wieder an den Ernst der Lage erinnerte. Pietro meinte zwar die Gräfin werde nicht das Beispiel Phädras nachahmen, eine solche Schändlichkeit traue er ihr nicht zu, als dann aber an Hugo der Befehl erging vor dem Markgrafen zu erscheinen, ward er ernster und versicherte dem Freund, er werde gern bereit sein ihm als Zeuge zu dienen. Vorher wollte Pietro noch rasch die Gräfin davon benachrichtigen, daß Hugo, sobald sie selbst schweige über jenen Vorgang ebenfalls das tiefste Stillschweigen

bewahren werde. Er ward jedoch nicht vorgelassen, ja sein plötzliches Erscheinen in den Frauengemächern erregte allgemein den Verdacht, er wolle die Gräfin bitten die Anklage zurückzunehmen, so daß er durch diesen an sich klugen und gut gemeinten Versuch die Sache beizulegen, die Gewitterwolke, die sich überm Haupt seines Herrn auftürmte, nur desto gewisser zur Entladung brachte und hierdurch seine vorherige Sicherheit gänzlich einbüßte.

Als jetzt Hugo seinem Vater gegenüberstand, merkte er schon an der Art wie derselbe schweigend den Kopf von ihm abwandte, daß seine Stiefmutter ihn der That beschuldigt, die sie selbst auf dem Gewissen hatte. Sofort hielt er sich innerlich für verloren. Trotzdem breitete sich eine gewisse Kälte in ihm aus, die es ihm, worauf es doch jetzt angekommen wäre, unmöglich machte sich eindringlich zu verteidigen. Er hatte nun einmal von vornherein das Gefühl, als sei nun doch jede Verteidigung überflüssig — er könne seinem vorher bestimmten Schicksal nicht entgehen. Von solch' einem Verdacht geschwärzt wuchs bei seiner etwas schwerfälligen Gelehrtennatur die Scheu, die er stets dem ungelehrten soldatisch-rauhen Vater entgegen gebracht, zur beklemmenden Furcht. Das

Bewußtsein, daß dies unsichere Benehmen nun erst recht den Verdacht des ohnehin leicht mißtrauischen Fürsten verstärken mußte, trug nicht dazu bei die Begrüßung, die er auf den Lippen hatte, herzlicher zu gestalten und während er Anstrengungen machte sich zu sammeln und jene eisige Kälte ihm die Kehle zuschnürte, lallte in ihm unaufhörlich eine Stimme wie blödsinnig ein paar Worte nach, die ungefähr den Sinn hatten, es werde ihm ergehen wie dem altklassischen Hippolyt. — Endlich, als sein Vater immer noch schwieg, raffte er sich auf, trat einen Schritt vor und sagte:

„Vater — laß uns offen miteinander reden, ohne Umschweif — ich ahne Alles — verhehle es mir nicht länger: man hat micht verleumdet?“

Der Markgraf, der von Entrüstung und Ekel übermannt, den Sohn immer nur von der Seite angesehen hatte, wandte ihm das entstellte Gesicht zu und murmelte mit Anstrengung vor sich hin:

„Woher weißt Du das? Wer klagt Dich an? Etwa Dein Gewissen?“

„Ich weiß es —“ sagte der Jüngling resigniert, „mir sagten es die Musen, denen ich so lange gehuldigt — kennst Du nicht die Sage von Hippolyt und Phädra?

Du scheinst hier den Theseus spielen zu wollen

— alles wiederholt sich im Leben — die Gegenwart ist nur eine wiederaufgewärmte Vergangenheit —."

Dem, in den Alten gänzlich unbelesenen Markgrafen kam nun dieses Erwähnen einer ihm unbekannten Geschichte und die philosophische Ruhe mit welcher sie erwähnt ward, ganz wunderlich und recht vor wie der schlaue Versuch eines raffinierten Sünders durch Würde den Richter zu rühren.

Hugo merkte zu spät, daß es klüger gewesen wäre jene klassische Reminiscenz zu unterdrücken und sich bestürzter zu stellen.

„Was fabelst Du mir da?" fuhr ihn der Vater an, „ja ich weiß — das ist die Art von euch phantastischen Gesellen, die ihr mit Gelehrsamkeit und feinem Witz sündiget und die ihr euere Laster mit dem Beispiel erhabener Autoritäten schmückt und entschuldigt — bei mir aber," setzte er rauh hinzu, „einem geraden, ehrlichen Kriegsmann finden solche geistreichen Flunkereien keine Anerkennung — mir ist ein ehrlicher Dummkopf lieber, als ein geistreicher Betrüger —."

„Mir auch," bestätigte der Sohn erregt, „am verhaßtesten aber sind mir die geistreichen Betrügerinnen —."

Der Vater fragte ihn, in sich hinein knirschend, was er hiermit sagen wolle, worauf ihm der Sohn ironisch bemerkte: er liebe wohl die geistreichen Anspielungen nicht?

Übrigens setzte er, sich lässig zum Gehen wendend hinzu, halte er es als Gelehrter und Sohn eines altberühmten Geschlechts für unnötig, ja erniedrigend sich hier zu verteidigen, der Vater möge in dieser Sache beschließen wie es ihm seine Weisheit oder auch sein brutales Machtbewußtsein eingebe.

Den Markgrafen brachte nun dieser kühle Eigensinn und Gelehrtenhochmut, besonders aber das Wort: brutales Machtbewußtsein, völlig um den Rest ruhig abwägender Besonnenheit.

„Ich wußte es im Voraus," rief er, „daß Du nicht einmal den Versuch machen würdest mich wenigstens um Verzeihung zu bitten — Schamloser," setzte er fast schreiend hinzu, „bis ans Ende der verschlossene, herzlose Träumer — geh mir aus den Augen Bube — ich kenne Dich jetzt —."

Der Sohn, der schon die Thüre erreicht, blieb stehen.

„Mich willst Du kennen?" erwiderte er ihm, ebenfalls vor Entrüstung bebend, „im Gegenteil — mich kennst Du nicht, aber Deine ehrenwerte

Gemahlin, der von jeher eine Abneigung entgegengebracht zu haben, mich mein guter Genius lehrte, die solltest Du jetzt allerdings kennen — denn sie ist die Schuldige — hast Du mich verstanden?" Und herausfordernd trat er dem Fürsten entgegen. Dieser, anfangs sprachlos, schlug jetzt mit der Faust auf den Tisch und sprang vom Stuhl empor, als wolle er dem Verstockten an die Kehle springen.

„Wag' es noch einmal Deine Mutter zu verleumden," keuchte er fassungslos. Hugo sah ihm mit weitaufgerissenen Augen starr ins wutverzerrte Gesicht.

„Ich verleumde sie nicht," flüsterte er, „ich sagte die Wahrheit — sie ist eine gemeine" — —. Aber ihm war das letzte Wort noch nicht ganz aus den Lippen, als ihm schon die Faust des Markgrafen dieselben mit heftigem Schlag traf.

„O namenlos Schändlicher — Du bist nicht mein Fleisch —" stöhnte der in seiner Gattenehre Vernichtete, „Deine Mutter bei mir verleumden? — Deine eigene Schandthat einer Unschuldigen aufbürden —? es ist genug — es ist zu viel —."

Er rang nach Atem, sah dann aber plötzlich wie die Hand des Geschlagenen nach dem Dolch zuckte, wie ein haßerfüllter Blick ihn traf, in dem der Kampf einer nach Rache lüsternen, lange ge-

knechteten, jetzt in ihren edelsten Gefühlen verletzten Jünglingsseele aufloderte. Der blinkende Stahl lugte schon gierig aus der blausamtnen Scheide. Des Grafen Wut machte anfangs einem jähen Schrecken, dann einem tiefen Schmerze Platz. Er betrachtete den Sohn, dessen blutunterlaufene Augen verrieten wie schwer es ihm hielt nicht zu vergessen wer vor ihm stand, mit einem an Mitleid grenzenden Entsetzen. Diese heimtückische Verruchtheit, die seine Gemahlin zu einer halbwahnsinnigen, dirnenhaften Ehebrecherin stempelte, und dann noch auf Vatermord sann, überstieg so sehr das Fassungsvermögen, des geraden Kriegsmanns, daß er für den Sohn, den diesseits und jenseits Verlorenen, nur noch bedauernde Verachtung übrig hatte.

„Geh' auf Dein Zimmer," befahl er ihm mit gebrochener, heiserer Stimme, „es wird im hohen Rat weiter über Dich beschlossen werden — im Übrigen —" setzte er mühsam hinzu, „solle er nicht glauben, er werde ungehört und beweislos verurteilt — ein Ehrenmann: Pater Hieronymus! werde als Zeuge gegen ihn auftreten.

Hugo, innerlich erstarrt, hörte nicht was sein Vater gesprochen. Erst die hingemurmelte Bemerkung des Letzteren, daß der Pater ihm noch gewisse Mitteilungen, seinen Freundeskreis betreffend,

gemacht, weckten ihn aus dem fieberhaften Schlafzustand, der ihn zu Blutigem hinreißen wollte.

„Mitteilungen, die so schandbarer Natur sind," hörte er den Vater stöhnen, „daß ich sie Dir aus Achtung vor mir selbst, gar nicht einmal wiederholen will —."

Hugo glaubte zu verstehen und es schlug ihm wie eine allgemeine Lähmung durch alle Glieder. Einsehend, daß er diesen Verdächtigungen machtlos sich unterwerfen müsse, murmelte er nur ein paarmal: „Ach der Pfaffe," vor sich hin und griff sich verzweiflungsvoll an die Stirn. Einen furchtbaren irren Blick höhnischen Bedauerns und unversöhnlichen Grolls auf den alten Mann werfend, schleppte er sich darauf aus dem Gemach. Wie im Traum taumelte er durch die ausgestorbenen Gänge des Schlosses seinen verwaisten Gemächern zu. Unterwegs stieß er auf die Thüre die zu Parisinas Räumen führte. Er besann sich, blieb wankend stehen und rüttelte wütend am Schloß derselben, ohne recht zu wissen warum, denn er hatte nicht die Absicht einzutreten. Da nicht geöffnet wurde, nur leises Schluchzen aus den Spalten der Thüre drang, eilte er wie schlaftrunken weiter. In seinem leeren Zimmer angekommen, wollte er nach Pietro fragen. Nirgends

ein Page zu sehen. In der Nähe der herunter gebrannten Kerze lag indes ein zusammengerolltes Schriftstück. Mechanisch griff er danach. Als er es überflogen, fiel die Hand mit der er es erfaßt auf den Tisch herab, er starrte bewegungslos und ausdruckslos in die blaue sterbende Flamme. Pietro entschuldigte sich in dem Schreiben — er habe von schändlichen Gerüchten und Verleumdungen gehört, die ein gewisser Gottesdiener im Schlosse verbreitet — es litte ihn nicht mehr länger in der Nähe so niedriger Verleumder — er habe die Stadt verlassen — Hugo ahne wohl, nach welcher Richtung er sich gewendet — er bitte um das Verzeihen seines unvergeßlichen Herrn —."

„Verlassen — von Allen" — murmelte der junge Graf vor sich hin, indes ein bitteres Lächeln der Weltverachtung seine schmalen Wangen überflog und sein melancholisches Auge immer kränker, lebensüberdrüssiger starrte. — Über den Dächern Ferraras dämmerte das erste Morgengrauen und liebäugelte verstohlen durchs Fenster mit der Kerze, die im kühlen, bläulichen Morgenwind zuckte. Die Umrisse der Schornsteine, Türme und Giebel zeichneten sich grotesk und unheimlich ab von dem düsteren Purpur, der drohend am Horizont em-

porglomm, als errötete die Nacht vor Scham, da sie die Laster dieser Welt erblicken muß.

In Hugos Brust stieg allmählich ein gewisses Bedauern mit dem hintergangenen Vater auf, ja er hätte ihn beinahe lieben mögen, gab sich wenigstens alle Mühe, des Betrogenen Heftigkeit zu entschuldigen. Trotzdem hatte ihn niemals ein so ödes heimatloses Gefühl beschlichen. Er blickte in sich hinein und kam zu dem Resultat, daß jene, den Zorn des Vaters hervorrufende Verleumdung die Strafe sei für seine aus Büchern gesogene Weiberfeindschaft. „Venus rächt sich an mir," sagte er sich, schrak dann aber vor dem Wort: Venus! zurück und wollte gern die heilige Jungfrau an deren Stelle setzen. Ein fernes, dünnes Kirchenglöckchen zitterte wie die Stimme eines verlassenen Kindes, das die Mutter sucht, durch die fröstelnde Glut des Himmels, die sich in den Dächern, Straßen und Pfützen blutig wie in einem Schlachtfeld spiegelte. Plötzlich schrak der junge Mann empor. Waffengerassel, rhythmisch aufstampfende Fußtritte! Er hatte vom Schmerz übermannt das Nahen mehrerer Bewaffneten überhört, die jetzt dicht vor ihm ihre Lanzen aufpflanzten. Ein fragender Blick. Der Anführer überreichte ihm respektvoll einen vom Markgrafen unterzeich-

neten Haftbefehl. Hugo bekümmerte sich nicht um das Schriftstück, warf's auf den Tisch und wollte das Zimmer verlassen, was ihm der Anführer jedoch, in große Verlegenheit geratend, gezwungen war zu verbieten. Hugo sah den Mann verständnislos an, lachte gellend auf und geriet auf einmal in eine unmäßige Wut. So erwiderte also der Vater die Liebe, die ihm der Sohn entgegenzubringen sich bemühte?

„Ich will sehen, wer mich aufhält,“ keuchte er wild um sich blickend.

Als ihm der Anführer bescheiden und unterwürfig den Weg vertrat, riß Hugo seinen Dolch von der Seite und bohrte ihn mit Blitzesgeschwindigkeit, einen unartikulierten Laut der Wut ausstoßend, dem Manne in die Brust. Der Schwergetroffene rutschte, ohne einen Laut von sich zu geben, nur einen überrascht-kläglichen Blick auf den Mörder geheftet, mit dem Rücken an dem Thürpfosten hinunter auf den Boden. Hugo eilte über den Körper hinweg hinaus. Er fühlte sich freier, mutiger, eine wilde Lust war über ihn gekommen. So in falschen Tönen ein Liedchen vor sich hinpfeifend, gelangte er zum Stalle, aus dem er, den blutigen Dolch zwischen den Zähnen, keuchend vor Ingrimm, ein Pferd riß, sich auf

dasselbe schwang und davonsprengte, über die Brücke, die noch stille Straße entlang, in den heiter aufdämmernden Morgen hinein, dem entschwundenen Pietro nach.

* * *

Der Markgraf konnte sich noch nicht entschließen, sein Weib aufzusuchen. Er fürchtete, von ihr nur traurige Enthüllungen vernehmen zu müssen, die ihn zu einer noch strengeren Handlungsweise treiben mußten.

Den Kopf auf den Tisch gestützt saß er lange Zeit, stand dann auf und eilte ans Fenster, das auf den sich allmählich erhellenden in violetten Schatten getauchten Hof hinaus führte. Der alte Mann war zum Tode ermattet, nur die Aufregungen der letzten Stunde hielten ihn noch aufrecht. Von den gegenüber liegenden Gängen drang jetzt dumpfes Poltern, ein unterdrücktes Rufen an sein Ohr, auf das er aber, in seiner Seelenwunde wühlend, nicht recht achtete. Ein Hahn krähte verschlafen in weiter Ferne, die kühle blaue Morgenluft trug das muntere Wiehern eines Rosses herüber. Eigentlich that es ihm nun doch leid, daß er den Sohn so rauh von sich gestoßen. Es war denn doch, wie er nachträglich ahnte, Etwas in seinem Benehmen, was nicht gerade

unbedingt auf Schuld schließen lassen mußte, und nun erwachte mit einemmal in ihm leidenschaftlich die durch keinen Argwohn zu verscheuchende Stimme der Natur. Gewiß, er war zu rasch gewesen, hatte sich zu sehr von seiner Liebe zu Parisina bestechen lassen. Selbst wenn der Sohn schuldig war, konnte er eine genaue Prüfung seiner That verlangen. Am liebsten wäre er persönlich dem Angeklagten nachgeeilt, um noch einmal ausführlicher, ruhiger seine Beweise und Verteidigungen anzuhören. Doch das erlaubte ihm seine gewaltsame, sentimentale Scenen hassende Sinnesart nicht. Parisina auszuforschen verbot ihm hingegen eine gewisse Delikatesse. In der Angst, die ihn beschlich, der Sohn könne sich im ersten Schmerz irgend ein Leids anthun, war er vor einer Viertelstunde auf das seiner Tyrannennatur zunächst liegende Mittel verfallen — den Sohn verhaften zu lassen. Alsdann konnte er in aller Ruhe die Angelegenheit untersuchen, und dem Jüngling war es unmöglich gemacht, eine Thorheit zu begehen. Zufrieden damit, daß er zu diesem Aushilfsmittel gegriffen, trat er vom Fester weg, als der Schloßverwalter ins Zimmer stürzte, hinter ihm her die Wache.

Nichts Gutes ahnend schnaubte er die Leute

an. Diese, scheu und beklommen, ließen sich jede Antwort abkaufen, bis der gequälte Vater endlich erfuhr, daß sein Sohn entflohen war. Sofort befahl er, seine ganze Kraft zusammenfassend, um vor den Dienern als unfühlender, kaltabwägender Herrscher zu glänzen, dem Entwichenen nachzusetzen. Immerhin deutete ihm diese Flucht auf Schuld. Aber er verhehlte es sich nicht, sie konnte auch im entgegengesetzten Sinne ausgelegt werden! Manchmal wünschte er, der Sohn wäre schuldig, damit er als Richter wenigstens gerechtfertigt vor der Welt dastehe, dann wollte er ihn wieder lieber für unschuldig halten, selbst wenn er sich alsdann eine schwere Übereilung vorzuwerfen habe.

Zwischen Furcht und Hoffnung schwankend verbrachte der, sich noch wie nie zuvor an seine Vaterschaft Erinnernde, eine bange halbe Stunde, immer in gefolterter Seele erwägend, ob er dem von ihm trotz alledem geliebten Sohn Recht oder Unrecht gethan. Endlich nahm er sich vor, seine Gemahlin aufzusuchen, um von dieser weitere Aufschlüsse zu erhalten. Als er, aufs peinlichste bewegt, zögernd, häufig stehen bleibend, deren Gemächer betrat, kam ihm niemand entgegen. Einsam hallten die Gänge, die Thüren standen offen, die Zimmer waren verwüstet, Stühle, Kleider lagen

am Boden. Ein glänzender Gegenstand fiel ihm auf, als er näher hinsah, war es das Diadem, das er ihr vor der Abreise geschenkt. Es lag auf der Erde, der erste silberbleiche Sonnenstrahl, wie erschrocken durch eine zerschlagene Scheibe lugend, schien gleichsam das entwürdigte Gold des Kleinods zu betrauern. Es ekelte ihn an, er stieß es mit dem Fuß weg, setzte sich auf ein Ruhelager und ergriff das auf dem Tisch liegende Kruzifix mit beiden Händen. So wartete er lange, das Kruzifix anstarrend, es manchmal auch, wie um seinen Schmerz zu unterdrücken, an den Mund führend. Endlich vernahm er Schritte vom Gange her. Der Verwalter schob sich, bleich, zitternd wie ein grabentstiegenes Gespenst, zur Thür herein.

„Habt Ihr ihn gefunden?“ fragte ihn der Markgraf.

„Ja, Herr —“ stammelte der Alte.

„So bringt ihn vor mich —.“

„Sie bringen ihn soeben —.“

Der fast umsinkende Verwalter deutete nach der Thüre, vor der man langsam schlürfende Schritte hörte, wie sie Solche ausführen, die einen schweren Gegenstand zu tragen haben. Dem Grafen begann es unheimlich zu werden, er richtete das sich verzerrende Gesicht erstaunt der Thüre zu.

„Was soll denn das?“ fragte er leise.

„Verzeiht Herr,“ stotterte der Diener „sie bringen ihn — ja! — aber — in einem jämmerlichen Zustand —.“

„Tot!?“ schrie der Graf und taumelte vom Sitz empor, als wolle er sich auf den Unglücksboten stürzen.

„Noch nicht tot! —“ ächzte der zusammengekrümmte Verwalter, „wir fanden ihn außerhalb der Stadt, Herr —.“

Und nun erzählte er, der Körper des Gesuchten habe an der kleinen Kapelle, da wo der Kanal nach der Stadtmauer zuläuft, gelegen. Hugo wäre ja nie ein guter Reiter gewesen, das Pferd sei gestürzt — als sie hinzugetreten, atmete der Bejammernswerte noch — aber Blut sei ihm aus Mund, Nase und Ohren gesickert —!

Dann, nachdem sich der Erzähler ein wenig gesammelt und eine Thräne von den Wimpern gewischt, schien ihm noch eine unheilvolle Aussage des Sterbenden schwer die Seele zu bedrücken.

Der Graf, ahnend weshalb der Verstummte so erregt mit sich kämpfte, wollte nicht weiter hören, und machte gebieterisch eine abwehrende Geberde.

Der Verwalter, der zu Boden gesehen und

nichts von der furchtbaren Miene des Fürsten bemerkte, fuhr aber leise fort:

„Sein letztes Wort aber lautete: — ich sterbe schuldlos“. . . .

„Du lügst!“ fiel ihm der Fürst stöhnend ins Wort und setzte dann, als der Verwalter zusammenzukte, leise und mühsam atmend hinzu:

Ihr wollt mich zu Grunde richten — es ist eine Verschwörung gegen mich im Werk —.

Indessen hatten die Träger die angelehnte Thüre mit den Stiefelabsätzen aufgestoßen. Der Markgraf wendete schaudernd den Nahenden den Rücken zu. Zuerst erschienen von einem Bewaffneten getragen ein paar Stiefel, welchen allmählich schließlich ein ganzer Körper folgte. Die Leute ließen ihre schwerfällige, alle Glieder hängen lassende Last auf den Boden nieder. Nach einiger Zeit brachte es Nikolo über sich, von der Seite her auf die starr Arme und Beine wegstreckende Leiche zu schielen, die er dann, finster die Stirn runzelnd, mit fest aufeinander gepreßten Lippen betrachtete, als wolle er sie entrüstet darüber zur Rede stellen, daß sie ihm dies angethan. Hugos ohnehin bleiches Gesicht war um die Wangengegend hohl eingefallen, der offenstehende Mund und die Nase bis zu der Oberlippe herab trugen

Blutflecken, die aufgerissenen, sonst so seelenvollen Augen starrten gläsern, des göttlichen Funkens beraubt, wie anklagend zur Decke.

Mit der unausgesprochenen Entschuldigung: „er hat es nicht besser verdient — der Himmel hat an meiner Stelle Gerechtigkeit geübt —" suchte sich der gequälte Vater den Anblick zu erleichtern, und wollte, von den wilden, stieren Augen des Toten an seine vorschnelle Verurteilung gemahnt, das Zimmer verlassen. In diesem Augenblick hörte man Schritte, die Thür des Nebengemachs öffnete sich und von weinenden Dienerinnen geleitet schleppte sich Parisina herein. Ihre schwarzen Augen schweiften unstät und trugen einen überweltlichen irren Ausdruck, der um Erbarmen zu flehen schien. Der Markgraf, halb zum Gehen gewandt, deutete mit einer zuckenden vorwurfsvollen Handbewegung auf die lang am Boden ausgestreckte Leiche.

„Du siehst — er hat seine Strafe verbüßt," murmelte er mit hohler, tonloser Stimme. „Du bist gerächt und darfst ihm verzeihen —."

„Er hat **mir** zu verzeihen," hauchte die Gräfin kaum hörbar. Als der Graf mit dem Kopf, als wünsche er Aufklärung, hastig nach ihr umfuhr, setzte sie mit erlöschender Stimme hinzu: „Ein

schändlicher Betrug — mein Gemahl — die Höllenqualen, die meiner warten, können nicht grausamer quälen, als die Leidenschaft, die mich um ihn verzehrte und die noch jetzt in mir wühlt — Dein Sohn, — erlass' es mir — Du errätst —."

Der Graf machte ein Schritt auf die Wankende zu:

„Ich errate —? was soll ich erraten —? Welche Unthat erhebt in diesen Worten ihr Haupt?"

Sie sah flehend zu ihm auf:

„Ich billige Deine gerechte Entrüstung —" seufzte sie, „gieb mir jeden Namen, den die Sünde trägt — ich habe ihn verdient und will ihn mit hinunternehmen in den Verdammungsort —."

Ihr Gatte richtete sich empor, wie ein zu Tode getroffener Löwe.

„Ah! hab' ich Klarheit? Du bist die Schuldige?" brüllte er wüthend; „Du klagst Dich selbst an und wagst es mir unter die Augen —."

„Nur um von dem Unschuldigen jeden Verdacht zu nehmen," fiel sie ihm ins Wort, „Dein Zorn kann mir indes nicht mehr zum Richter werden — Du wirst mich nicht mehr sehen — oder auch nur — wie diesen hier — als Leiche —."

Sie griff sich mit beiden Händen, tief auf-

stöhnend, an die erkaltenden Wangen, während sie konvulsivisch zuckend in die Arme der Dienerinnen zurücksank.

„Bringt mich hinweg," hauchte sie noch, starr auf die Leiche des immer noch geliebten sehend, „seht ihr's — ich fühl's — er zerrt mich hinab — ich darf nicht — in seiner reinen Nähe — sterben — der Himmel verzeih mir — fort — fort —."

Während die Dienerinnen die röchelnde Markgräfin, die sich von der Leiche verfolgt wähnte, aus dem Gemach schleppten und sie mit krampfhaften Händen um sich griff und immer wieder sich schreckhaft nach dem Toten umblickte, flüsterte eine der Zofen dem Grafen mit einem um Nachsicht bittenden Blick zu:

„Herr! Sie hat Gift genommen —!"

Nikolos, seiner sich entfernenden Gemahlin nachblickendes Auge umflorte sich, er schwankte und sank, den Kopf auf die Brust neigend, auf das Ruhelager nieder. Die Andern huben scheu und angstvoll die Leiche empor um sie in der Kapelle aufzubahren.

Tiefe Ruhe herrschte im ganzen Schloß, in dessen Fenstern jetzt freundlich und hoffnungsmild sich der goldene Sommermorgen spiegelte,

als seien Verwüstung, Seelenleid und Tod auf Erden längst verschollne Märchen.

Als der Markgraf gegen Abend wankend wie ein Träumender das Gemach verließ, fanden die Diener ein hölzernes Kruzifix auf dem Tisch vor dem er gesessen. Der Graf hatte das Bild des Erlösers, da er es an die Lippen gedrückt, im Übermaß des Schmerzes halb durchgenagt.

Ende.

Ein Weib.

I.

Der Maler Edwin Bauer, den wir nun näher kennen zu lernem wünschen, saß in seinem Atelier. Wir wissen bis jetzt noch nicht, warum der junge Mann, dem sonst der Pinsel so leicht über die Leinwand glitt, mehr Farben ab- als auftrug, warum er den Spachtel so häufig benutzte, warum er zuweilen ärgerliche Seufzer hören ließ und warum sein Auge statt den Faltenwurf an seiner Gliederpuppe zu studieren, meist voll ängstlicher Spannung die Wanduhr fixierte, welche äußerst mürrisch in die staubigen Winkel dieser romantischen Künstlerhöhle hineinstarrte. Man kann von einer Wanduhr, die pflichtgetreu und mit vieler Würde die Stunde angiebt, sobald sie richtig aufgezogen wird, nicht verlangen, daß sie Kunstsinn hat, aber Ordnungsliebe wird man ihr nicht absprechen können, und wir wissen es aus guter Quelle, daß sie sich über den Plunder in ihres Herrn Zimmer sehr mißbilligend geäußert, daß ihr jedoch die Zeichenmappen, die Weingläser aus

dem zwölften Jahrhundert, der mittelalterliche Schrank nebst dem Renaissancebett ihren Unverstand derb unter die Nase — heißt das unter die Zeiger reiben. Die Uhr zeigte soeben auf 3½, die Uhr wußte, daß ihr Herr um Vier Zeichenstunde zu geben hatte und wenn uns die Uhr nun mitteilt, daß er diesen Zeichenunterricht einer jungen Frau erteilen sollte, werden wir nachdenklich, legen die Finger an die Nase und beginnen die unruhigen Bewegungen unseres Freundes einigermaßen mit Mißtrauen zu beobachten.

Wenn der Leser die Bekanntschaft unseres jungen Freundes weiter fortzusetzen wünscht, wird er vielleicht nicht ganz abgeneigt sein zu erfahren, auf welche Art der junge Mann in dem Hause des Arztes, dessen Frau seine Schülerin geworden, Aufnahme fand. Edwin hatte bereits einen kleinen Lebensroman hinter sich, ob er gleich erst 24 Jahre zählte. Sein Vater, ein Kaufmann, hatte, da ihm eben seine Frau das zwölfte Kind schenkte, sein Vermögen verloren; Spekulationen, Bajonette, die nicht abgeliefert werden konnten, und streikende Arbeiter veranlaßten diesen Verlust, der den ohnehin mürrischen Eisenfabrikanten nicht gerade liebenswürdiger machte. Vom Schmied hatte er sich heraufgearbeitet bis zum Besitzer einer großen

Fabrik und nun mußte er im Alter von 40 Jahren noch einmal von vorn anfangen. Kann solches Schicksal nicht selbst den sanftesten erbittern? Edwin hatte von der ganzen Familie am meisten unter der Härte seines Vaters zu leiden, da sein Charakter an Unabhängigkeit dem seines Vaters nichts nachgab. Die arme Mutter schwebte in unaufhörlicher Angst, es möchte zwischen diesen beiden verschlossenen Menschen zu Auftritten von unberechenbaren Folgen kommen und wie oft hatte die gute Frau die Vermittlerin zwischen Vater und Sohn spielen müssen, obgleich sie selbst unter der Tyrannei ihres Gatten erseufzte. Der Charakter unseres Freundes war übrigens nicht nur für seine Erzeuger ein Problem, sondern für alle, die mit ihm in Berührung kamen, ja für ihn selbst. Wenn ich sagen wollte, er war ein nüchterner Phantast, so würde dies noch lange nicht alle Eigenschaften in sich schließen, die die Laune hatten, sich in diesem Menschen zu vereinigen. Er dichtete, malte, er war ein Schwärmer und sprach dennoch sehr geringschätzig von den Künsten, er war naiv eitel und hatte doch wieder zu viel Verstand, um seine Thorheiten nicht zu durchschauen, er war mitleidig und sanft und dennoch hitzig, jähzornig und hart. Den Frauen kam er erst recht unbegreiflich

vor, und sie wußten nicht, ob sie über seine unbescheidene Art, blöd zu sein, lachen oder sich darüber ärgern sollten. Schon lange bemerkte der Vater mit Widerwillen, daß der Sohn seine Studien vernachlässigte, Romane las, dichtete und vor allem, was er gelesen, zu zeichnen bemüht war. Das einzige Buch, welches der Kaufmann würdigte, war Jean Pauls „Levana,“ bekanntlich eine Abhandlung über Erziehung. Obwohl nun Herr Bauer bei Tische, um der Familie sein ausgebreitetes Wissen imponierend darzulegen, stets bereit war Citate aus dieser Levana anzubringen, kam es ihm keineswegs in den Sinn, Jean Pauls Bemerkungen ins praktische zu übersetzen, er blieb der rohe Exerziermeister seiner Kinder nach wie vor. Als der zwanzigjährige Edwin ihm einmal unzweideutig zu verstehen gab, wie sehr die zarte Levana mit dem Gebahren ihres Bewunderes im Widerspruch stehe, brauste der erziehungsbegeisterte Vater auf und nur das Dazwischentreten der entsetzten Mutter verhinderte es, daß seine Hand nicht mit der Wange seines Sohnes in nähere Beziehung trat. Nun mieden sich die beiden gänzlich. Der Sohn begann den Vater geradezu zu hassen und er machte seinen Freunden gegenüber keinen Hehl daraus, daß er bei der nächsten ähnlichen Gelegenheit sich

erschießen würde. Er sagte dies mit einer gewissen frostigen Leidenschaft, die einen Grundzug seines Wesens bildete; Gesichtsausdruck wie Worte ließen nicht daran zweifeln, daß es ihm ernst mit seinem Vorhaben war.

Edwin hatte schon vor längerer Zeit die Bekanntschaft eines jungen Künstlers gemacht, der ihn ermutigte, seine Zeichenübungen fortzusetzen. Allmählich ward dem reichbegabten Jüngling der Aufenthalt im Vaterhaus und das Studium der Chemie, das er auf Befehl seines Vaters ergriffen, unerträglich; der junge Künstler schoß Geld vor und eines Tages verließ Edwin, ohne von irgend einem Familienglied Abschied zu nehmen, die Stadt. Ein Brief, den er an seine Mutter richtete, legte übrigens in ergreifender Weise seine Liebe zu dieser bemitleidenswerten Frau an den Tag; der Vater nahm von der Flucht keine weitere Notiz. Er floh nach München, mit dem Vorsatz sein Talent auszubilden, obgleich er in jugendlicher Naivetät nicht daran dachte, daß man hierzu reichlicher Geldmittel bedürfe. Er wußte, daß in München ein Freund seines Vaters, ein Arzt Namens Hellter lebte, sein zäher Charakter jedoch verbot ihm die Hilfe desselben in Anspruch zu nehmen. Der Hunger, der Duzbruder des Todes, rüttelte gewaltig an

dem Vorsatz des jungen Starrkopfes, mehrmals schon hatte ihn derselbe in die Nähe des Hauses gebracht, in welchem der Arzt wohnte, aber immer trug der verschämte Stolz den Sieg über die knurrenden Eingeweide davon. Doch läßt, wie wir wissen, ein leerer Magen nicht mit sich spaßen, er verlangte eindringlich nach Füllung und da dieselbe hartnäckig verweigert wurde, revoltierte er — mitleidige Bürger brachten unsern Freund, da sie ihn ohnmächtig auf der Starße zusammenbrechen sahen, ins allgemeine Krankenhaus. Dort war es, wo er wider Willen mit Herrn Hellter zusammentraf, der sich des Bemitleidungswürdigen annahm, ihn in seine Wohnung bringen ließ, seinen Eltern schrieb und, als der alte Bauer erklärte, er wolle von dem Entflohenen nichts weiter hören, etwas aus dem jungen Menschen, dessen Charakterstärke ihm gefiel, zu machen beschloß. Der Arzt lebte kinderlos mit seiner jungen Frau. Er besaß außerhalb der Stadt eine reicheingerichtete Wohnung, welche der Jüngling nun seine zweite bessere Heimat nennen durfte. Denn der sehr kunstsinnige Arzt, als er hörte, welch schönes Talent in Edwin der Ausbildung harrte, schätzte sich glücklich, mit Hilfe seines Reichtums der Welt einen zweiten Schwind schenken zu können.

Die Frau kam dem seltsamen Menschen, der immer so verschlafen vor sich niedersah wenn man mit ihm sprach, anfangs mit dem Gefühl rein menschlichen Bedauerns entgegen. Sie kannte die Kunstliebe ihres Gatten. Nur müssen wir leider gestehen, daß sie die meisten Bilder für durchaus unanständig hielt, ja überhaupt kaum begriff, wozu Bilder eigentlich in der Welt seien und z. B. lebensgroßen Gestalten gegenüber aufrichtiges Entsetzen fühlte. Trotzdem hatte dies kleine Wesen einen tiefen Respekt vor allem, was sich Künstler nannte; vielleicht weil ihr alles, was sie nicht verstand, der Bewunderung würdig schien, wahrscheinlicher aber, weil sie ihren Mann oft in den Ausdrücken höchster Bewunderung von den Vertretern der Kunst sprechen hörte. Da sie sich nun bei ihrem Gatten angenehm zu machen wünschte und schmerzlich empfand, wie sie seinen künstlerischen Auseinandersetzungen immer nur mit ja oder nein zu folgen vermochte, beschloß sie, bei ihrem großen Pflegesohn Edwin Zeichenunterricht zu nehmen. Ihr Gatte gab gern seine Einwilligung und als sie ihm ihre erste kleine Landschaft brachte, lachte er, streichelte ihr schönes Haar und meinte die Bäume sähen aus wie Besenreißer, zwischen denen einige Salatblätter beim Kehren hängen geblieben. Edwin gab sich ernstliche Mühe,

der Frau seines Gönners, dem er so viel verdankte, die Anfangsgründe des Zeichnens beizubringen, doch wenn er sich so über ihre Schultern auf das Reißbrett herabbeugte, waren ihm, um es offen zu gestehen, die weißen Hände der jungen Frau weit interessanter als deren fehlerhafte Bleistiftstriche, manchmal war er sogar genötigt, ihr den Stift aus der Hand zu nehmen, um eine Korrektur zu machen, bei welcher Gelegenheit es nicht selten vorkommen soll, daß der Lehrer mit der Hand seines Zöglings in Berührung kommt. Im Ganzen dürfen wir versichern, daß der junge Maler, sonst der heftigste Mensch, sich nie über eine falsche Linie oder eine thörichte Bemerkung seiner Schülerin ereiferte, und daß er mit der rührendsten Geduld das Falsche ausradierte, um es durch das Richtige zu ersetzen, damit die junge Frau sich nach drei Wochen einbilden konnte, sie habe die Zeichnungen ganz selbständig vollendet.

Edwins Neigung lag, wie er sich selbst gestand, bis jetzt noch im Ei; doch auswachsen und Federn erhalten durfte sie nie, das rief er sich mit jener Künstlerlaune zu, die einer heiteren Blume gleicht, welche am stillen Seegestade des Ernstes Wurzel schlug. Was Frau Luise Hellter von ihm hielt, sind wir nicht genau im stande anzugeben, viel-

leicht werden wir später wenn wir die nähere Bekanntschaft dieser Dame gemacht haben, sehen, daß sie in Edwin mehr den Künstler als den Menschen verehrte, daß sie aber immerhin einen Grad von freundschaftlicher Teilnahme für ihn zeigte, der einem aufmerksamen Menschenkenner manche Befürchtungen einzuflößen vermöchte, zumal wenn er bedenkt, wie schwach das weibliche Herz unter gewissen Umständen zu sein pflegt.

Die Uhr ist indessen fünf Minuten weiter gerückt und unser Freund grollte der Unerbittlichkeit der Zeit. Wie ihn alle Gegenstände seines Ateliers angrinsten; die Schnörkel des mittelalterlichen Schranks schraubten ihn förmlich aus dem Zimmer, der Totenkopf auf dem Postament behielt zwar seine Witze für sich, gab aber durch seine pfiffige Miene deutlich zu erkennen, was er dachte. Und wie schlecht wollten heute die Farben auf dem Körper der Bacchantin sitzen, die sich auf der Leinwand halb vollendet zeigte. Sie sollte dargestellt werden, wie sie erschöpft dem Zuge des Gottes entflohen war, um im Gebüsche Erholung zu suchen, im Hintergrund verschwinden die Gestalten, Fackelglanz wirft über den ermatteten Leib der Niedergesunkenen einen phantastischen Schimmer. Der Ausdruck auf diesem Gesichte, der zu verstehen

geben sollte, wie schmerzlich es der Wilden wird den Festfreuden so frühe zu entsagen, wollte unsrem Freunde heute nicht aus dem Pinsel. Er warf Pinsel und Malstock von sich und starrte in Gedanken verloren zu Boden, schlug sich darauf vor die Stirn und murmelte ein Wort zwischen den Zähnen, das ungefähr wie: „Unsinn" klang. Wenn ein Mensch sich selbst unsinnig nennt, können wir uns immer mehr darauf verlassen, daß er recht hat, als wenn er sich das Prädikat vernünftig oder geistvoll beilegt, wir zweifeln daher nicht, daß das, was im Busen unsres Freundes vorging, wirklich an Unsinn streifte, fragen jedoch den Leser, ob er jemand gekannt, den die Liebe je vernünftiger gemacht. Wenn man sich eingesteht, daß man krank ist, wird man davon schon gesund? Unser Freund machte, als er sich zum Ausgehen rüstete, ein sehr verdrießliches Gesicht, griff nach seinem Hut, besann sich darauf, legte den Hut wieder weg, schritt im Zimmer auf und ab und war entschieden mit sich selbst noch nicht einig, ob er gehen sollte oder nicht. Ich gehe heute nicht zu ihr, sagte er sich selbst, ich versäume absichtlich die Zeit. Nichtsdestoweniger griff er wieder langsam nach dem Hut und wir sind leider genötigt, unsern Freund gleich hier von seiner schwachen Seite

zeigen zu müssen; dem langsamen Ergreifen des Hutes folgte ein langsames Ergreifen des Stockes, diesem folgte ein langsames sich zur Thür Hinausschieben und ehe er es selbst wußte, wie es geschah, stand er, sehr verwundert sich hier zu sehen, auf der Straße. „Ich gehe dennoch nicht zu ihr," sagte sein Inneres trotzig, „ich werde spazieren gehen." So ging er denn spazieren, mied sorgfältig den Stadtteil, in welchem das Haus des Arztes stand und trat sehr energisch das Straßenpflaster. Die Vorübergehenden mochten wähnen, der schlanke Mensch, der mit so grämlichem Gesichte dahin schlenderte, vor jedem Schaufenster stehen blieb, manchmal die Blicke gelangweilt zu den Wolken erhob und gar nicht selten ein paar unverständliche Worte vor sich hin brummte, müsse ein reicher Müßiggänger sein. Wirklich machte der Jüngling auf viele, die ihn nicht näher kannten, den Eindruck, als habe er soeben seinen Mittagsschlaf vollendet, nur daß feinfühlige Personen sich gestehen mußten, auf diesem Gesicht könne man noch die Spuren sehr interessanter Träume wahrnehmen, die sich während seines Schlafes darauf niedergelassen und die das Erwachen noch nicht zu verscheuchen vermocht. Besonders Frauen, vor allem ältere Frauen, konnten diese mißmutig zu Boden

geschlagenen, ein wenig entzündeten Augenlider lange betrachten. Edwins Spaziergang führte ihn auf den Friedhof. Es war seine Gewohnheit diesen Ort aufzusuchen, sobald er mit sich selbst im Streite lag, der Frieden, der da unter der Erde schlummerte, sollte ihm den Lärm über derselben verächtlich machen, sollte ihn an die Nutzlosigkeit aller unsrer Bemühungen gemahnen. Selten verließ er die Säulen, Kreuze, Statuen und Grabhügel ungetröstet. Auch heute warf ihm die ernste Reflexion ein paar Schaufeln Erde über sein ringendes Herz; doch jedesmal schlich die Lebensfreude lächelnd herzu und blies den grauen Staub hinweg, der sich festzusetzen drohte. Sogar der Humor erwachte mitten unter diesen marmornen Symbolen der Vergänglichkeit. Dort die Urne mit einem darüber geworfenen Schleier, sah sie nicht einer Suppenschüssel nebst Serviette verzweifelt ähnlich? Und dort der pausbackige Herr mit dem wohlgepflegten Backenbart, der so vergnüglich auf seinem Grabhügel saß, war es nicht, als mache er sich über seine betrogenen Erben lustig?

Die kühlen Sonnenlichter des Herbstes spielten durch die Cypressen, manchmal rauschten diese leise, als erzählten sie sich die Lebensgeschichten derjenigen, deren Häupter in ihren Wurzeln schlummerten.

Edwin ging an prächtigen Denkmälern vorbei; doch je prunkvoller sich die Säulen erheben, desto rascher — mußt er unwillkürlich denken — ward der Begrabene vergessen. Er kam eben hinzu, wie man den kleinen Sarg eines Kindes in die Tiefe senkte. Es waren Leute der niederen Stände, die um das Grab standen, eingeschnürt in die vielleicht beim Nachbar geliehenen schwarzen Röcke, durchaus keine salonfähigen Cylinder auf den Köpfen, alle in mehr oder weniger unbehaglicher Verfassung, sich vernehmlich räuspernd oder die Nasen in Schnupftüchern verbergend. Die Mutter trocknete sich freilich ein paar Thränen, der Vater reichte ohne besondere Zeichen des Schmerzes dem verlegen dreinschauenden Totengräber die Kränze hinab; dann entfernten sich die Eltern; vielleicht dachte der Vater daran, wie sehr ihm durch diesen Todesfall die Ernährung der Familie erleichtert würde; der Totengräber spuckte sich in die schwieligen Hände und unheimlich polterten die Schollen auf den Sarg, in dem ein kleines, bleiches Geschöpf sich dem Dasein entziehen durfte. Wohl dir, das Schicksal hat es gut mit dir gemeint.

Noch ist es Zeit, die aufkeimende Empfindung für die schöne Frau auszujäten, sagte sich der Maler, und ich bin fest entschlossen dies zu thun.

Sein praktischer Sinn behielt einige Zeit die Oberhand — zu was sollte es führen, wenn er dieser Leidenschaft nachgab? Führte sie nicht in einen Abgrund endloser Qual? Sie war schön! Gut! aber warum deshalb nach ihrem Besitze trachten? Erfreue Dich an ihrer Liebenswürdigkeit, wie Du Dich an der Blumenfülle des Lenzes erfreust. Und ist diese Blumenfülle streng genommen etwas mehr als eine süße Täuschung? Ein brillantes Feuerwerk, das das Leben dem Tod zum Geburtstag abbrennt? Und was ruht unter der Liebenswürdigkeit der Frauen? Was ist der Trieb jeder derselben? Eitelkeit, Sinnlichkeit. Darf eine Frau, die einen Gatten besitzt, überhaupt noch liebenswürdig sein? — Die merkwürdige Vereinigung von Phantasie und Nüchternheit, die in diesem Menschen lag, trat auch hier hervor, er machte sich im Stillen lustig über seine Neigung und machte sich wieder lustig darüber, daß er die Fähigkeit besaß, sich über seine Neigung lustig zu machen. Auf einmal hörte er seinen Namen ausrufen. Er drehte sich um, auf ihn zu schritt ein robuster junger Mensch, dessen Kleidung, Haar und ganzes Gebahren einen sehr verwahrlosten Eindruck machten; es war ein Kollege, ein Maler, Namens Leon. Der immer anständig, fast elegant einherwandelnde

Edwin, der übrigens trotzdem alle Eleganz für Plunder erklärte, betrachtete den Ankömmling mit mißvergnügten Blicken, er ging nicht gern mit diesem unverfrorenen Gesellen um, der sogleich seinen Arm unter den des Freundes schob, ihn mit sich zog und in seiner aufgeregten Weise begann:

„Habe einen Grabstein hier zeichnen wollen,“ sagte er, „Du weißt, daß ich mich in das Leben der Engel vertiefe?“

„Wie Du, der Realist?“ warf der andere hin.

„Ja,“ fuhr jener fort, „ich ziehe im ganzen Düngerhaufen, verschnapste Gaunergesichter und anrüchige Weibspersonen den Erzengeln vor. Aber was willst Du? Kommt da ein reicher Kaufmann zu mir, dem eine Tochter todesverblichen, die er nun, wie er sagte, gern als Engel um einen Grabstein schweben sähe. Die Kunst geht nach Brot und alle Grundsätze fahren zum Teufel, wenn man keine Tasse Kaffee mehr bezahlen kann. Ich griff also zu und werde den Engel liefern und zwar mit saubergewaschenen Flügeln und einem sehr metaphysischen Dunstleib. Wie sich ein Engel unseren staubgeborenen Augen zu zeigen beliebt, soll nun die staunende Welt bewundern. Denke Dir, Bauer! mein Modell, der alte Mann, dessen runzliche, leichenartige Glieder mir so sehr interessant

waren und dessen Schmutz nebst Beulen ich so notwendig für meinen Lazarus brauchte, der alte Kerl ist wegen Landstreicherei eingesteckt worden."

Edwin, dem anfangs Leon zuwider war, söhnte sich ein wenig mit ihm aus, als er bemerkte, wie dieser ihn aus dem Bereich des Friedhofs in die Nähe jenes Stadtteils führte, in welchem Frau Hellter wohnte. Nun brauchte er sich selbst doch nicht untreu zu werden, er ward wider seine Absicht in jenen Stadtteil geführt, den er meiden wollte; übrigens waren sie ja noch weit von dem gefährlichen Hause entfernt.

„Wie weit bist Du mit deiner Bacchantin vorwärts geschritten?" frug Leon nach einer Pause, „konntest Du das Modell gebrauchen, das ich empfahl? —Landwehrstraße Nr. 12 wohnt sie!"

Bauer sah seinen Gefährten mit einem Blick des Erstaunens an, dann sprach er seinen Dank aus.

„Das Mädchen, das Du mir empfahlst, sagte er sinnend, „ist ein merkwürdiges Geschöpf. Lebhaft geschmeidig wie eine Katze, heftig, verwildert und doch bricht oft plötzlich eine auffallende Schwermut durch ihre launenhafte Bosheit."

„Ja," entgegende Leon, „mir hat dies Wesen schon manches Rätsel aufgegeben. Mit welcher Zähigkeit sie alle, von welchen sie merkt, daß sie

verliebt sind, quält. Nur Kälte kann ihr gegenüber den Sieg davon tragen, jede Leidenschaft verlacht sie und läßt sie nie zum Ziel kommen und sobald sie die Gleichgültigen entflammt hat, wendet sie sich hohnlachend von ihnen ab."

„Aus ihrem ganzen Gebahren," sagte Edwin, „geht hervor, daß sie, ehe sie diesen niedrigen Lebenslauf ergriff, einer höheren Sphäre der Gesellschaft angehörte. Das erkenne ich nicht nur daran, daß ihre Sprache, ihre Empfindungen kultivierter sind, als man es bei dieser Menschenklasse findet; die schweigsame Zurückhaltung, sobald man sie über ihre Lebensschicksale ausforscht, ist mir ein Beweis für meine Voraussetzung."

„Du kannst Recht haben," murmelte der Realist sinnend vor sich hin, „sie besitzt sogar Kunstsinn; neulich fand ich sie hinter einer Zeichnung, sie phantasiert mit dem Bleistift und hat sich in den Kopf gesetzt, Malerin zu werden. Ihr Talent scheint der Ausbildung nicht unwert."

Edwin hatte schon vorher bemerkt, daß sein Begleiter verstörter aussah wie gewöhnlich, gutmütig wie er war, frug er lächelnd, als sie an einem Kaffeehaus vorüber kamen;

„Wie lange ist es her, Leon, daß Du nichts Warmes mehr zu Dir genommen?"

„Vor drei Tagen war eine Tasse Kaffee das letzte Warme, das ich mir erlaubte," sagte der Angeredete mit Feierlichkeit, „doch ich denke, der Engel, den ich eben in Behandlung habe, wird sich zu meinem Schutzengel herablassen."

„Die Engel," warf Bauer hin, pflegen heut zu Tage sich verdammt wenig um die Sterblichen zu kümmern."

Hiermit schritten sie in ein Kaffeehaus, woselbst der Realist gar nichts dagegen einzuwenden hatte, daß ihm sein Kollege allerlei vorsetzen ließ. Beim Verzehren des Mahles zeigte sich eigentlich erst seine Kunstrichtung aufs deutlichste; er war im Gegensatz zu Edwin nicht wählerisch, er nahm zu sich, was vor ihn kam, gebrauchte ungemein viel Pfeffer nebst Salz und war taktlos genug, die Speisen einer gründlichen, meist tadelnden Kritik zu unterwerfen. Edwin ließ ihn schwatzen, seine Gedanken weilten in einem elegant eingerichteten Hause, in einer gewissen Stube, in der Nähe einer raschen, lebhaften Frau, die ihn anlächelte während sie den Theetisch bereitete. Eben wollte Bauer nach dem Zucker greifen, als er bemerkte, daß sein guter Freund sich bereits sämtliche Stücke angeeignet hatte. Er wird nächstens aus Versehen auch die Untertassen mit ver-

zehren, dachte Edwin, es ist Zeit, daß wir aufbrechen.

So verließen sie das Haus und Edwin bemerkte mit süßem Grauen wie sein Kamerad die Schritte in jene Straße lenkte, die er selbst so sehr fürchtete, weil er sie zu sehr liebte. Der andere verbreitete sich weitläufig über jenes seltsame Modell, nicht bemerkend, von welchen Kämpfen das Herz des schweigsam neben ihm Hinwandelnden ergriffen wurde, je mehr sie sich dem bewußten Hause näherten. Leon erzählte, daß er Therese Hollwig — so hieß jenes Mädchen — vor mehreren Monaten als Kellnerin in einer Wirtschaft entdeckt habe. Ihr zurückhaltendes Betragen sei ihm sogleich aufgefallen, auch habe er bemerkt, daß sie damals noch sehr zartfühlender Natur gewesen. Die Thränen hätten ihr stets näher gelegen, wie das Lachen, das geringste barsche Wort ihrer Vorgesetzten habe ihr sogleich hysterische Weinkrämpfe zugezogen. Bauer sah auf die Uhr, es war eine Viertelstunde über Vier; dort stand das Haus. Wie einladend der Kiesweg nach der Thüre führte, wie vertraulich der Hausflur durch die Säulen blickte, man konnte sogar die teppichbelegte Treppe sehen. Unser Freund blieb schweratmend stehen, in drei Sekunden zog er die Uhr nicht weniger

als viermal, um sich zu überzeugen, daß der Zeiger noch kaum vorgerückt war.

„Mußt Du in jenes Haus,“ frug Leon, „weil Du stehen bleibst?“

„Ich — ja, eigentlich — jedoch —“ stammelte Bauer.

„Nun, so gehen wir weiter,“ sagte der geschwätzige Kamerad. Sie gingen.

„Leon, ich muß eigentlich in jenes Haus,“ entgegnete Bauer, einen ratlosen Blick auf den anderen werfend.

„Warum sagtest Du das nicht gleich,“ murrte Leon.

„Ich könnte Dich übrigens noch ein Stück begleiten,“ stotterte Bauer, sich hastig den Rock zuknöpfend und gar nicht bemerkend, wie er mit einem Fuß in die Gosse geraten war.

„Nun lebewohl,“ setzte er dann rasch entschlossen hinzu, drückte die Hand des Realisten und eilte, wie von einem Wirbelwind ergriffen, davon. Am Eingang jenes Hauses mäßigte er seine Schritte, die Treppe bestieg er bereits langsam wie ein Engbrüstiger und oben angelangt erkundigte er sich mit atemlos dünner Stimme, den Blick zu Boden geschlagen nach Frau Luise Hellter. Als die Zofe, vor welcher Edwin eine

unerklärliche Scheu hatte, sagte, Frau Hellter befinde sich im Boudoir, errötete der junge Mensch, warf dann einen forschenden Blick auf das Mädchen und ging, noch nicht ganz klar darüber ob die kleine, schlaue Person ihn nicht doch vielleicht heimlich auslache oder wenigstens auslächle. An der Thür angekommen, drehte er sich noch einmal um und warf mit möglichst nichtssagendem Gesichtsausdruck die Worte hin:

„Ist Herr Hellter zu Hause?"

„Nein," ward ihm entgegnet und solche Fortschritte hatte der Bösewicht bereits in der Kunst des Heuchelns gemacht, daß es ihm gelang, das Nicht zu Hause sein des Arztes zu bedauern. Diesmal konnte er übrigens recht haben, wenn er der Zofe in betreff eines Lächelns nicht ganz traute, denn die Art, wie er die Thür öffnete, über die Schwelle stolperte und den Spazierstock zu Boden fallen ließ, konnte man unmöglich mit ernsthafter Miene betrachten. Bald stand der Künstler in dem Raume, welchen die Zofe Boudoir genannt, der aber mehr einem kleinen Gewächshause glich. Hier ward ihm nun ein Schauspiel zu teil, aus dem ein leichtblütigerer Mensch gewiß manchen Vorteil gezogen haben würde, Edwin jedoch betrachtete es mehr mit Bestürzung. Die

junge Frau saß nämlich auf einem von Palmen umrauschten Divan, den Kopf hatte sie auf den Arm gestützt, die Augen waren halb geschlossen, die andere Hand hielt ein Buch auf dem Schoß, durch die großen Glasfenster des Gemachs drang ein warmer Lichtschimmer, ein feines Goldnetz um die Gestalt webend. Auffallend traten die kirschroten Lippen aus dem biskuitartigen Schmelz des Gesichts hervor, es war, als hätten diese Lippen soeben blutsaugend an einem Herzen geruht. Der junge Mann blieb erschrocken stehen, als er die Schlafende gewahrte, es fehlte nicht viel und er hätte sich entfernt. Konnte er sich aber von diesem Bilde losreißen? Welches Geheimnis aus ihren Kleidern nach ihm ausströmte? War es Unrecht zu bleiben? Ein Schamgefühl überschlich ihn; je länger er in dies friedliche Gesicht blickte, mit desto mehr Beklommenheit mußte er daran denken, daß es ihm ein unantastbares Heiligtum sein sollte. Der weite Ärmel zeigte das schöne Rund des Armes, auf welchen das Köpfchen sich herabneigte. Und dieser milchweiße Arm gehört nicht dir? Der Busen hob und senkte sich, aber nicht für dich; nein! dem Bilde war nicht zu widerstehen. Edwin hielt den Atem an, zog dann rasch sein kleines Skizzenbuch hervor

und fixierte mit zitternden Fingern, was er sah. Mitten in seine brennende Leidenschaft drängte sich ihm die Besonnenheit, die erforderlich ein Kunstwerk zu gestalten, und als er zu zeichnen begann, verlor der bestrickende Reiz, der von dem verschwimmenden Email dieses Armes, dieser Stirne ausströmte, seine heftig anziehende Kraft. Kaum hatte er das Bild flüchtig entworfen, als das Buch der Schlummernden leise zu Boden glitt; das Niederfallen genügte, um sie emporfahren zu lassen.

„Sie hier? — habe ich geschlafen?“ waren ihre ersten Worte. „Ich habe Sie erwartet, da Sie nicht kamen, begann ich zu lesen, der Roman war langweilig, die Luft in diesem Glashause ist drückend, auch fühlte ich schon seit heute Morgen, daß mein gewöhnliches Kopfweh herannahte, kurzum die Schläfrigkeit überwältigte mich. Aber was machen Sie denn da — ich glaube gar—“

„Ich habe mir erlaubt, meine Freundin abzuzeichnen,“ fiel ihr Edwin ins Wort. „Sehen Sie hier — eine schöne Frau scheint selbst dann, wenn sie nichts von sich weiß, der Göttin der Schönheit durch reizende Anordnung ihrer Glieder zu huldigen. Ich bin wirklich der Ansicht, daß ausgezeichnet schöne Menschen selbst im Augenblick

eines gräßlichen Todes unwillkürlich graziöse Stellungen einnehmen, denken wir uns z. B. einen Heiligen auf der Folter, so werden selbst seine Zuckungen —"

„Um Gotteswillen verschonen Sie mich mit Ihren absurten Phanthasieen," unterbrach ihn Luise, indem sie ihr Haar ordnete. Übrigens — wer kann es wissen, ob die junge Frau die schöne, malerische Stellung, in der sie Edwin überrascht, nicht absichtlich eingenommen, ja — wer weiß, ob ihr Schlaf in der That so tief war, als es den Anschein hatte! Einem Maler zu gefallen ist kein Verbrechen und ein wenig Gefallsucht schlummert ja auch in dem sittsamsten Frauenherzen. Doch nein! sie heuchelte nicht, sie hatte geschlafen, doch war es ihr durchaus nicht unangenehm, daß er sie in diesem Zustand einmal gesehen. Die Zofe könnte uns vielleicht hierüber Auskunft geben.

„Wie können Sie mich übrigens schön nennen" fuhr die Lebhafte fort, „ich bin eine alte Frau."

Sie zählte 26 Jahre; Edwin hätte ihr also leicht ein Compliment machen können, jedoch der Mut unsres Freundes war bereits verpufft, er stammelte mit seiner gewöhnlichen verdrießlichen Miene einige Worte und dann schritten beide nach einem Zimmer, dessen geöffnete Thüre den Garten

zeigte. Hier befand sich das Zeichengerät, es war alles in Bereitschaft gestellt; Luise setzte sich an ihr Reißbrett und begann die vor ihr stehende Niobe zu zeichnen. Wenn das Bild gut würde, wollte sie es ihrem Manne zum Geburtstage verehren, bis jetzt machte es jedoch keine Anstalten gut zu werden und wenn der Gummi nebst dem Stift des Künstlers nicht bedeutend nachhalfen, konnte Herr Hellter den Kopf unmöglich in sein Schlafzimmer hängen. O welche Mühe es kostete, Niobes Nase zu skizzieren. Der Stift, das Papier, alles widersetzte sich der richtigen Linie. Worin nur das Schöne dieser Nase lag — Luise konnte es nicht finden, sie empfand, daß ihre eigne Nase weit schöner sein mußte. Weinen hätte sie können, wenn er behauptete, die Linie sei zu kurz, und sie darauf bestand, sie sei dies nicht. Und dabei war es allerliebst zu sehen, mit welcher Hast von ihr der Stift gehandhabt wurde. Man hätte glauben sollen in fünf Minuten stände die Zeichnung fertig da; doch gerade diese Hast verzögerte die Vollendung. Ob aber wohl die schöne Niobe in ihrem Schmerz bemerkte, wie der junge Künstler sich vergeblich bemühte, seiner Pflegemutter gegenüber stets in respektvoller Ferne zu bleiben? Ob sie vielleicht unter Thränen lächelte, wenn sie die

Vorkehrungen wahrnahm, die der junge Mann traf, um in möglichst seltene Berührung mit dem Reißbrett zu kommen? Nach einiger Zeit drangvollen Abmühens legte die Dilettantin die Bleifeder aus der Hand und behauptete, die Lippen dieser zu Stein werdenden Griechenmutter nachzubilden, sei schlechterdings unmöglich. Nun mußte sich Edwin beeilen, ihr zu zeigen, daß dies nicht so ganz unmöglich sei; sie verließ ihren Stuhl, er setzte sich und da sie nun von der Sysiphusarbeit befreit war, begann sie ein heiteres Gespräch zu führen, auf welches er bereitwillig einging. Gewöhnlich lenkte Edwin das Gespräch auf die Ehe, auch sie verweilte gern bei diesem Thema. Für Edwin war dies Thema ein Mittel, um ihr verblümt seine Neigung durchschimmern zu lassen, denn das Endergebnis seiner Meinungen war meist dies: er wolle von der Ehe nichts wissen, ausgenommen, wenn er eine Frau fände, die ihr ähnelte — heißt das, diesen letzten Beisatz fügte er nur dann hinzu, wenn sie ihn lächelnd frug: „Nun wie soll denn Ihre zukünftige Frau beschaffen sein“ — welche Frage sie übrigens, beiläufig bemerkt, jedesmal stellte, jedesmal mit demselben Behagen die Antwort einschlürfend. Ein anderer merkwürdiger Umstand war der, daß Frau Luise,

die doch unsern Künstler nicht liebte, eifersüchtig werden konnte, sobald er es sich einmal beikommen lies, dies oder jenes Mädchen für schön zu halten. Ja, ja! es war so! sie wollte, die kleine Gefallsüchtige, ihm allein gefallen, wenigstens sollte er Trost und Erholung nur an ihrer Quelle schlürfen.

„Wenn ich nur mehr von meinem Gatten hätte,“ sagte sie einmal, „sein Beruf läßt ihn nie die häusliche Ruhe genießen, ich muß ihn als meinen Gast betrachten, der stets auf der Abreise begriffen ist.“

„Ich kann mir,“ entgegnete der Maler zögernd, „kaum vorstellen, wie es einem Verheirateten zu Mute ist. Ich glaube, ich tauge nicht zur Ehe, ich hätte dabei das Gefühl, als sollte ich bei lebendigem Leibe eingemauert werden.“

Sie lachte und meinte das eheliche Leben könne unter Umständen ein Himmel auf Erden sein. Er bestritt dies und sagte, Frauen könnten sich gar keine Vorstellung von der Schlechtigkeit der Männer machen. Er selbst bedaure oft die armen häuslichen Wesen, die sich so viele Mühe um ihre unhäuslichen Herren gäben, Herren, die sich alles erlaubten, während sie ihrer Lieblingssklavin alles verbieten.

„Lieblingssklavin,“ sagte sie erzürnt, „was Sie für häßliche Worte brauchen.“

„Welche Frau ist ihrem Manne mehr?“ entgegnete er.

„Jede, die auf gleicher geistiger Höhe mit ihm steht,“ sagte sie ein wenig schmollend, „zum Beispiel ich und —“

„Und selbst, wenn es solche Frauen gäbe,“ unterbrach er sie, „welcher Mann hält seine Frau für geistig mit ihm gleichstehend? Übrigens giebt es keine solchen Frauen. Auf derselben Bildungsstufe mit jemand stehen, heißt noch lange nicht ihm geistig ebenbürtig sein. Nun,“ fuhr er in seiner leicht gereizten, sarkastischen Art fort, „ich behaupte kühnlich, daß es überhaupt keine treuen Männer giebt. Den Frauen fiel das Los für die kleinlichen Bedürfnisse des Lebens zu sorgen, der Mann wird sie aus diesem Grunde stets als ein nützliches Spielzeug betrachten. Was thun die Männer? Nein sie sind äußerst tugendsam, äußerst treu, nämlich ihren Gewohnheiten treu — sie setzen einfach das Leben, das sie vor der Ehe geführt, nach derselben fort.“

„Wer thut das?“ rief sie lebhaft und schaute ihn starr an.

„Keiner,“ sagte er, sich wie gewöhnlich in seine Verbitterung hineinarbeitend, „keiner, wenn Sie ihn fragen.“

„Sie führen gottlose Reden,“ erwiderte sie erbleichend; dann setzte sie nach einer Pause hinzu: „Glauben Sie, daß mein Adolf zu dieser Klasse von Männern gehört?“

„Daß doch Frauen,“ sagte er ärgerlich, „keinen Gegenstand objektiv behandeln können, alles müssen sie schließlich auf sich zurückführen.“

„Geben Sie mir doch Antwort auf meine Frage,“ drängte sie.

„Wir wollen diesen Gegenstand nicht weiter erörtern, brechen wir ab,“ sagte er, „ich sehe, daß Sie dies Gespräch angreift und ich fühle, daß ich bittrer werde, als es nötig ist.“

Es entstand nun eine Pause. Die kleine Frau war, trotzdem sie in ihrer sanguinischen Raschheit einen leichtsinnigen Eindruck machen konnte, eine grüblerische Natur, sie war leidenschaftlich, sie ließ sich vom Augenblick hinreißen, aber sobald sie wieder zu sich selbst kam, konnte sie bis zur Selbstquälerei über das Geschehene nachdenken. So litt sie z. B. an Ahnungen, malte sich gern kommendes Unglück aus und behauptete jede Woche einmal, sie würde morgen an einem Herzschlag sterben. Alle diese grüblerischen Anwandlungen lösten sich allerdings wieder in ein sonniges Lächeln auf, dies Lächeln schwebte wie ein Falter stets

über dem Rauch ihrer Seele; war es ihr doch mehr als einmal zugestoßen, daß sie bei einer Trauernachricht, die ihr nahe ging, in ein Lachen ausgebrochen war, worüber sie sich dann natürlich die schwersten Vorwürfe machte.

Jetzt lag ein Schatten über ihren Zügen und Edwin, der beobachtete, welch beunruhigende Wirkungen seine Äußerungen auf sie gemacht, gab sich Mühe, die Wolken zu zerstreuen.

„Ich glaube, Sie denken immer noch über meine paradoxen Meinungen nach," lachte er, „glauben Sie mir nicht, ich behaupte gern das Gegenteil von dem, was andre behaupten, wenn einer Ja sagt, fühle ich mich stets versucht Nein zu sagen. Man darf das, was ich so hinwerfe, keiner strengen Kritik unterziehen."

Er wandte sich, gutmütig lächelnd zu ihr um und machte sie mit weicher Stimme, die seine Reue über das Gesagte zu erkennen gab, auf einige Fehler der Zeichnung aufmerksam. Sie sah nicht auf die Zeichnung, sondern blickte trübe in die Ferne und murmelte auf seine Auseinandersetzungen ein zerstreutes: „So, so?"

Nach einiger Zeit sagte er mit einer Stimme, der man den Aufwand von erzwungenem Mut anhörte: „Haben Sie eigentlich wahre Teilnahme für mich?"

„Wie kommen Sie zu der Frage?“

„Es ist eine Frage, die ich mir schon oft vorgelegt,“ entgegnete Edwin errötend, „ich meine, Sie schätzen mein Talent mehr als mich selbst, den Menschen. Wäre ich kein Maler, so würde gewiß nur oberflächliche Höflichkeit zwischen uns bestehen, wie sie ja auch bestand im ersten Jahre, da ich Sie kennen lernte.“

„Kann man,“ entgegnete sie warm, „von einem Menschen ein Stück wegnehmen und er bleibt alsdann noch derselbe? Wer wären Sie ohne Ihre Talente? Ich denke doch ein ganz andrer. Gut! versuchen Sie es einmal langweilig zu sein, dann können Sie mich auf die Probe stellen. Sie haben die Eigenheit ihrer Umgebung stets unangenehme Wahrheiten zu sagen, legen Sie einmal diese Eigenheit, die mir an Ihnen so sehr gefällt, ab, ob ich alsdann noch Teilnahme für Sie hege.“

Luise gab ihm nun zu verstehen, daß sie ihn in kurzer Zeit wahrhaft lieben gelernt habe, daß sie ihn als zur Familie gehörig betrachtet wissen wollte und daß er die erste Stelle nach der ihres Gatten in ihrem Busen einnehme. Sie gestand ihm, daß er, als sie ihn zum erstenmal sah, einen durchaus sonderbaren Eindruck auf sie gemacht. Damals als er sich so verloren in den Zimmer-

ecken umhergedrückt, habe sie sich oft eines Lächelns nicht erwehren können. Als er sie frug, ob sie ihm auf mütterliche Weise zugethan wäre, besann sie sich einen Augenblick und meinte dann lächelnd, er sei denn doch ein etwas zu großer Sohn aber echte, tiefe Freundschaft dürfe er getrost bei ihr suchen. Edwins Brust füllte sich mit einem Gefühl weicher Wärme und er drückte die Hand, die ihm die junge Frau hinreichte innig, sah ihr in die thränenfeuchten Augen und brachte es sogar über sich ihr zu gestehen, daß er vor vier Jahren für ihre Jugend und Schönheit geschwärmt habe, welches Geständnis sie einen Augenblick ernst stimmte. Da schoß ihm plötzlich, als er sie so betrachtete, wie sie mit vorgebeugtem Haupte sinnend da saß, der Gedanke durch den Kopf: Wie wäre dir's zu Mute, wenn du sie verlieren müßtest! Ist sie nicht das einzige Wesen, für das du warm empfindest — und der Tod oder das Schicksal, mit welch gelassener Grausamkeit vollziehen sie oft ihr Amt? Nein! Zurück! Er versuchte durch ein heiseres Lachen diesen plötzlichen Überfall seines schwermütigen Temperaments zu verscheuchen.

Nun hörte Luise draußen die Thüren gehen. Rasch nahm sie wieder ihren Platz vor dem Reißbrett ein, sie erkannte den Schritt ihres Mannes. Herr

Hellter erschien, begrüßte Edwin und frug mit jenem ernsten Lächeln, das ihm eigen war, wie weit Luise in der Kunst, falsche Striche auszulöschen, vorgeschritten sei. Luisens Willkommen war diesmal zurückhaltender, ihr Lachen, mit dem sie ihn sonst stets empfing, klang etwas belegt, den Kuß, den sie ihm sonst entgegenbrachte, mußte er sich heute selbst holen. Er sah befremdet auf sie herab, als sie ruhig weiter zeichnete, kehrte sich dann an Edwin und zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche.

„Lesen Sie, lieber Freund," sagte er leise, „was soll man dazu sagen, es ist mir leid für Sie."

Edwin las, daß sein Vater, da er dem Impfgesetz nicht Genüge gethan, wegen entschiedener Weigerung nun schon zum drittenmal gefänglich eingezogen worden war. Er gab das Blatt zurück und sagte: „Es wird seinen Starrsinn nicht erweichen. Wenn er doch die Freiheit, die er vom Staate so dringend heischt, in seiner Familie ein wenig zu Worte kommen ließe."

Herr Hellter legte seine Hand auf Edwins Schulter und entgegnete in wohlwollendem Ton:

„Wie gut, daß ich Sie hier habe."

Edwin nickte mit dem Kopfe. Und die beiden

Männer blieben eine Weile in dieser Stellung. Edwins Herz zuckte, als nun der Arzt noch einmal die Worte: Wie gut, daß ich sie hier habe! leise vor sich hinsprach; es brannte ihm in den Augen. Als nun der Arzt seinen Hut ergriff, um zu gehen, stand dem Maler plötzlich seine Neigung für Luise als der schändlichste Verrat vor der Seele, er griff ebenfalls nach seinem Hute und erklärte, noch wichtige Geschäfte besorgen zu müssen.

„Leb' wohl, mein Kind," sagte Herr Hellter mit einem Anfluge von Verwunderung in der Stimme: „ich komme erst gegen acht Uhr nach Hause; viele meiner Patienten bin ich genötigt noch einmal zu besuchen, mehrere davon machen mir in der That schwere Sorgen."

Diese letzte Bemerkung war von einem bedeutungsvollen Seufzer begleitet. Luise errötete, als sie den zarten Vorwurf dieser Worte bemerkte, stand rasch auf und reichte ihrem Gatten die Hand.

„Lebewohl," sagte er noch einmal, sie mit einem langen Blick streifend. Sie nickte träumerisch und er ging, von Edwin gefolgt.

Die beiden hatten das Zimmer verlassen; noch immer stand die junge Frau regungslos in Brüten verloren am Tische. Die Zofe klopfte an die

Thüre; ob sie sich wie gewöhnlich zu dieser Stunde zum Spaziergang fertig machen solle, frug sie.

„Nein," erhielt sie zur Antwort. Die Zofe ging. Wie einsam es heute in dem Zimmer war. Wie der Armstuhl so nichtssagend leer die Arme ausbreitete und das Klavier — sahen seine Tasten nicht weißen, grinsenden Zähnen ähnlich? Wie dumm die Hängelampe von der Decke herabhing. Man hätte sich über jedes Stück Möbel ärgern mögen. Warum konnte sie ihm heut nicht wie sonst herzlich entgegenkommen, dem Manne, dem sie ihr Leben anvertraut und der es bisher gelenkt hatte, stark, ernst und sicher? Woran lag es, daß die Worte Edwins über die Untreue der Männer heute leise an sie heranschlichen und einen grauen Schleier über ihr sonst so lebensfrohes Gemüt warfen? Worte, die doch als allgemeine Behauptung hingestellt waren. Ehe sie verheiratet war, machte ihr weder Zukunft noch Vergangenheit zu schaffen, sie lebte nur für die Gegenwart; kaum aber war sie zwei Monate Frau, als in ihrem Charakter eine Umwandlung bemerkbar wurde, sie bekam plötzlich mehr Respekt vor dem Geld, das sie vorher mit Sorglosigkeit ausgegeben, ward weniger verschwenderisch in Bezug auf Hausführung und kleidete sich bedeutend einfacher.

Sie eilte nach der Thür, die nach dem Garten hinausführte; es begann zu dämmern. Die Welt durchdrang jener graue Puderstaub, den der Abend der Nacht vorausschickt und der die Luft immer dichter ausfüllt. Ein Vogel begann im Garten sein Lied, das traurig herüberwehte; die Sonne, die hinter den Wipfeln der Bäume blutrot verglühte, warf einen letzten Strahl auf das blasse Gipsgesicht Niobes, und als die junge Frau nach dem Kopfe zurückblickte, schrak sie unwillkürlich zusammen. Dieser stumme Schmerz in den Mundwinkeln, dies brechende Auge — ja! sie hatte diesen Ausdruck der Verzweiflung schon einmal geschaut im Leben, aber auf einem blühenden Gesicht, aber auf atmenden Zügen, nicht auf einer toten Larve. O, Erinnerung! Aus was saugst du deine Nahrung!

O, warum lassen sich gewisse Dinge nicht vergessen — Luise fuhr sich mit der kleinen Hand nach der heißen Stirne, über die jetzt ein bleikalter Reif enger und enger drückte. Und war sie denn so schuldig? Sie wandte das Gesicht von dem Gipshaupte ab und schritt hinaus ins Freie; ihren Geist durchwühlten seit langer Zeit wieder einmal geschehene Dinge, vergangene Zeiten. Wie gut sie sich ihrer Mutter erinnerte, und wie lebhaft das Bild ihrer Freundin Mathilde Egert vor ihr

stand. Freilich es waren erst acht Jahre her, daß sie zusammen gewohnt. Mathilde war eine Waise, die man bei Luisens Mutter in Kost und Logis gegeben hatte; die beiden Kinder wuchsen zusammen auf. Luise erinnerte sich noch, wie man das Waisenmädchen gebracht. Draußen fuhr eine Kutsche vor, der Vormund, ein schwarz gekleideter Herr kam ins Zimmer; die Witwe, die Mutter Luisens, nahm ihm das Kind, das er trug, vom Arm, küßte es und führte es zu Luise mit den Worten: Hier bringe ich Dir eine Schwester. Und wie sich nun die beiden Kindern so scheu gegenüber standen. Luise sagte zu dem Mädchen: „Freue dich doch, wir bekommen heute Honigbrot.“ Aber die Kleine sah scheu drein und als es Abend wurde und sie sollte zu Bette gebracht werden, weinte sie die ganze Nacht hindurch, sie wollte nach Hause zur Frau Berber (der Haushälterin ihres verstorbenen Vaters), so daß sich die Pflegemutter, in ihrem Schlafe beeinträchtigt, entschloß, der Kleinen die erste Züchtigung angedeihen zu lassen, die denn auch den überraschendsten Effekt hatte. Die arme Mathilde! sie fühlte sich nicht kindlich zu ihrer Pflegemutter hingezogen, es blieb immer etwas Fremdes in ihrem Charakter, nur selten legte sie ihrer Kameradin gegenüber ihre Scheu ab, dann

aber war sie von hinreißender Liebenswürdigkeit. Das knabenhaft Wilde konnte ihr auch die strengste Disziplin nicht austreiben, sie hatte von ihrer Mutter, die eine Italienerin gewesen, das südliche Blut und von ihrem Vater, dem Bildhauer, die leicht entzündbare Phantasie geerbt. Luise erinnerte sich noch einiger Scenen ihres Zusammenlebens. Wenn Freundinnen geladen waren, blieb die Wilde anfangs stets scheu in einem Winkel sitzen und beobachtete mit ihren feurigen Augen das Spiel der anderen, forderte man sie dann auf mitzuspielen, so verdarb sie das friedliche Zusammensein der Kinder so lange, bis sie sich zur Beherrscherin derselben aufgeschwungen. Wie oft vergaß sie sich in ihrer Heftigkeit. Einmal hatte sie der kleinen Luise einen Kamm in die Wange geschlagen, sobald sie aber einige Tropfen Blutes aus der Wunde dringen sah, überfiel sie eine grenzenlose Reue. „Schlage mich ebenso," hatte sie damals gerufen, der Pflegeschwester die Wange hinreichend. Und da Luise keinen Gebrauch von dieser Erlaubnis machen wollte, griff sie selbst zum Kamm und schlug sich, bis sie blutete. Nun kamen die Zeiten der Tanzstunde und des Theatergehens. Hier nun machte die junge Schönheit auch die bittere Erfahrung, wie gut ein Teil ihrer Verehrer noch etwas andres

an ihr verehrten als die Schönheit, sie merkte, daß ihre pekuniären Mittel einen weit mächtigeren Anziehungspunkt auf die Herzen ausübten, und daß man, wäre sie dumm und häßlich gewesen, nicht angestanden haben würde ihr dieses Umstandes halber ins Gesicht zu sagen, sie sei äußerst witzig und überstrahle Venus. Die jungen Herren hatten großen Respekt vor ihrer seltsamen Schönheit, noch mehr aber vor ihren satirischen Bemerkungen, die weder den ersten Flaum der Jugend noch die Wichtigkeit des Handschuhtragens verschonten. Ihre glühende Lebhaftigkeit bezauberte alle und im Theater konnte man den Herrn Assessor oder Gardeleutenant oft ausrufen hören: „Es ist merkwürdig, wie dies herzlos scheinende Kind so leicht gerührt wird, sehen Sie nur, welchen Eindruck dies Stück auf sie macht.“ „Mathilde,“ sagte alsdann die Pflegemutter, „so laut zu weinen schickt sich nicht, es ist besser, Du bleibst künftig zu Hause.“

Luise sah sich zum unaussprechlichen Ärger ihrer Mutter gänzlich von ihrer Freundin in den Schatten gestellt; wie oft kam sie weinenden Angesichts nach Hause und sie verdiente diese Zurücksetzung durchaus nicht, denn sie war schön, sanft und liebenswürdig. Kaum hatte Mathilde bemerkt,

welchen Kummer sie ihrer Pflegeschwester bereitete, als sie erklärte, sie sei zu alt zum Tanzen, die jungen Herrn langweilten sie. So blieb sie zu Hause und Luise konnte, freilich nicht ohne kleine Gewissensbisse, Triumphe feiern.

Die junge Frau erinnerte sich jetzt mit Beschämung, wie gleichmütig sie die Opfer Mathildens hingenommen; diese Opfer erstreckten sich bis auf das Schenken von Putzgegenständen herab, bis auf die Haushaltung, die ihr die Freundin abnahm, so oft sie vermochte, obwohl dem phantasievollen Wildling nichts mehr zuwider war, als Kochen und Reinigen; die arme Waise war bereit alles zu thun, um sich dankbar zu zeigen; selbst bei Tische war sie es, die, wenn die Speisen einmal nicht ausreichten, zuerst sich gesättigt erklärend, aufstand, und wie oft — jetzt schnitt ihr die Erinnerung durchs Herz — wie oft legte sich Luise behaglich zu Bett, während ihr eine innere Stimme zuraunte, die Pflegeschwester wache noch über einer Arbeit, über welcher eigentlich sie, die sich jetzt in den Polstern dehnte, gebeugt sitzen sollte. Ich war ein selbstsüchtiges, oberflächliches Geschöpf, sagte Frau Hellter zu sich. Die Mondsichel lugte über die Dächer der Nachbarhäuser in den Garten und sah, wie sich die junge Frau auf eine Bank

niederließ, und wie ihr Auge vergebens mit den Thränen kämpfte. O, hätte ich es noch einmal zu thun, dachte sie, könnte ich mein Unrecht wieder gut machen, aber wer weiß, wo Mathilde weilt, ob sie noch am Leben ist — weh mir! und ich bin es, die sie ins Elend, vielleicht in den Tod getrieben. Beklemmendes Angstgefühl lagerte sich um sie her, sie floh aus dem Garten in das Zimmer zurück, in welchem bereits die Lampe eine behagliche Helle verbreitete. Sie eilte an ein Arbeitskästchen, um einige Reliquien jener Zeit zu betrachten; endlich hielt sie einen vergilbten Brief in der Hand, sie versuchte ihn zu lesen, aber das Papier zitterte zu heftig in ihren Fingern, die Buchstaben tanzten vor ihren Augen wie boshafte Zwerge und vor dem roten Siegel, das am Ende des Blattes klebte, schauderte sie zurück, als habe sie Blut gesehen. O, was hätte sie darum gegeben, die Freundin noch einmal an ihr Herz drücken zu können und sie zu fragen: hast du mir vergeben? — nichts als dies fehlte ihr, um ihr Glück vollständig zu machen; so lange auf diese Frage kein verzeihendes „Ja“ erklungen, lag auf der freudigsten Stunde ein nicht wegzulächelnder Schatten. Je älter sie geworden, desto mehr hatte sich ihr Gemüt vertieft, desto tiefer war der Zahn

der Reue gedrungen, mit desto größerer Verachtung blickte sie auf ihre Jugend zurück.

Die Art, wie Luise zu ihrem Manne gelangte, war kurz folgende. Luisens Mutter, Frau Schreiner, wohnte mietweise in einem Hause, das der Familie Reuter gehörte. Ihr jetziger Gatte, Adolf Hellter, hatte als Student in diesem Hause seinen Mittagstisch. Die Familie Reuter, bei welcher der Student aß, war mit der Pflegemutter Mathildens eng befreundet, und da die Reuters einen Sohn hatten, dessen Ausbildung große Kosten verursachte — er war zum Apotheker bestimmt — waren die beiden Mütter längst einig geworden, der in jeder Hinsicht teure Sohn müsse das Waisenmädchen heiraten, da dasselbe ein nicht unbeträchtliches Vermögen sein eigen nannte, während man des reichen Studenten Gemüt auf Luise zu dirigieren beabsichtigte. Nun aber schien dieser letztere, der Kostgänger der Familie Reuter, die schnöde Absicht zu haben, den mütterlichen Kriegsplan gänzlich unberücksichtigt lassen zu wollen. Zu ihrem Entsetzen bemerkte Luisens Mutter, Frau Schreiner, daß der junge Mediziner, anstatt wie sie es wünschte, ihrer Tochter den Hof zu machen, sich um die Gunst des Waisenmädchens bewarb. Frau Schreiner stand oben am Küchenfenster und beob-

achtete jeden Mittag, wenn der Student erschien, wie derselbe, sobald er an dem Zimmer der Waise vorüberging, einen Blick ins offene Fenster warf, und bald mußte sie zu der betrübsamen Überzeugung gelangen, daß Mathilde sich jedesmal am offenen Fenster um die Mittagszeit einstellte, und daß sie es sogar wagte, dem Studenten mit freundlichem Kopfnicken für seinen Gruß zu danken. Es war sogar einst ein Zettel in Mathildens Zimmer entdeckt worden, auf welchem zu lesen stand — einer ihrer Verehrer (wer konnte es anders sein als Hellter) warne sie vor Herrn Reuter, da man aus guter Quelle wisse, dieser Herr suche weniger sie, als ihr Geld zu heiraten. Welcher Hochverrat!

Sofort wurden nun die nötigen Gegenmaßregeln getroffen. Mathilde erhielt einen strengen Verweis und durfte sich weder am Fenster noch sonst irgendwo zeigen, Luise dagegen wurde ins Vordertreffen geschoben, d. h. sie erschien jeden Abend am Arm ihrer Mutter bei den Reuters und leistete, so lange der Student beim Essen saß, allerlei nützliche Dienste, als da sind: sie goß den Thee über oder sie bereitete kleine Butterbrote, kurz, sie ließ keine Gelegenheit vorübergehen, bei welcher sie ihre schöne Hand in das günstigste Licht zu setzen vermochte. Doch that sie dies

anfangs mehr auf Anraten ihrer Mutter und weniger aus eigenem Antrieb; erst allmählich fand sie an dem schweigsamen jungen Hellter Gefallen und die Höflichkeitsbezeugungen, die früher Kunst waren, wurden jetzt Natur. Sein Ernst imponierte ihr, sein, Damen gegenüber, fast schüchternes Wesen erfüllte sie mit Mut, ja fast mit Übermut, und wenn er sich, dem es aufgefallen war, daß Mathilde sich ihm nicht mehr zeigte, wenn er sich nach ihrer Freundin erkundigte, fühlte sie, daß ihr Herz in Eifersucht brannte. — Luise erhob sich und schritt, als diese Erinnerungen in ihr emporstiegen, im Zimmer auf und ab, zuweilen ein Möbel, das vollständig sauber war, abstäubend, oder einen Stuhl, der an seinem richtigen Platze stand, ohne ersichtlichen Zweck in einen anderen Winkel rückend. Vergebens suchte sie die alten Bilder von sich fern zu halten, sie umflatterten sie wie giftige Dünste, die der Retorde des Zauberers entflohen. Sie griff nach einem Buche, aber sie las ohne zu wissen, was sie las und sie mußte, während sie die Buchstaben verschlang, daran denken, wie offen, wie arglos der junge Student, ihr Gatte, damals gewesen war, und wie sie so versteckt und heimlich gehandelt und wie beschämt sie damals oft vor dem Getäuschten

stand, den sie bemitleiden mußte, und weil sie ihn bemitleidete, liebte. Ja freilich! aber noch bemitleidenswerter war Mathilde.

Der arglose, offene Jüngling ahnte nicht, welches Spiel man mit ihm spielte, er ahnte auch nicht, daß die Gefühle, die er fast ohne zu wollen in der leidenschaftlichen Brust des Waisenmädchens geweckt, daß diese fortglimmten und schließlich, da sie gewaltsam unterdrückt werden sollten, verzehrend um sich griffen. O Luise, siehst du ihr vorwurfsvolles Gesicht wieder vor dir? Hörst du den dich ewig anklagenden Ausruf der Unglücklichen noch immer? Die Arme! Wie hatte sie sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß nun ihr Leben eine feste Stütze erhalten sollte. Niemals war ihr irgend ein Herz mit wahrer, interessenloser Liebe entgegengekommen. Adolf war ihr Vater, Mutter und Geliebter, alles in einem, und nun, nun fühlte sie, daß er ihr entrissen werden sollte, von der sie es am wenigsten erwartet, von der einzigen, auf die sie gebaut. „Nein! es ist nicht zu ertragen," rief Luise jetzt unwillkürlich aus, und beschloß, heute Abend noch ihrem Manne ein offenes Geständnis abzulegen; mag er sie eine Unwürdige nennen, den Tag verfluchen, der sie ihm geschenkt, er muß alles wissen,

damit er sie ganz durchschaut und sie ihm, mag er darauf erwidern was er will, das Wort: Verzeihe! entgegenrufen kann.

Jetzt erst, nachdem sie diesen Entschluß gefaßt, fühlte sie sich erleichtert; Selbstdemütigung erhöht; sobald ich mich selbst anklage zerbreche ich das Schwert des Richters. Welches Bedürfnis sie fühlte sich auszusprechen, sie wartete mit einer Ungeduld auf den Gatten, wie sie kaum auf den Bräutigam geharrt. Und als nun der Wagen vorfuhr, der ihn brachte, wie beeilte sie sich, daß der Theetisch, noch ehe er ins Zimmer trat, unter der Hängelampe einladend prangte. Die dickbauchige Kanne stieß bereits etliche Seufzer aus, aber die blaue Spiritusflamme tanzte unter ihr und ließ ihr keine Ruhe. Wie appetitlich Luise das Backwerk zu ordnen wußte, ach! er erkannte das nie an, sondern fuhr stets, um das malerische Arrangement unbekümmert, auf die Stücke zu. Der Lampenschirm ward jetzt geschickt über das Milchglas geworfen. Das ganze Zimmer schwamm in einem rosenroten, theegewürzten Lichtduft und als sie seinen Sessel an den Tisch heranschob, konnte sie heute nicht wie sonst lächeln. Ihr Herz klopfte heftig, als er mit einem: Guten Abend die Thür öffnete, als er ihre Hand ergriff meinte sie, er

müsse ihr Vorhaben längst in ihren Augen gelesen haben. Wie hingebend weich sie heute Abend war! Ach! wir sind immer so außerordentlich liebevoll, wenn wir von andern Verzeihung erhoffen; aber es war nicht nur dies, ihr kleines Herz schaute unterwürfig zaghaft zu dem Strengen empor, weil sie ihn heimlich fürchtete und wußte, daß er zuweilen auch schroff, sehr schroff sein konnte; der träumerische Student von damals war zum schweigsamen Mann geworden, der seine angeborene Weichheit hinter wortkarger Härte verbarg, der das Weltgetriebe mit ernsten Blicken durchschaute. Wie sie ihm jeden Wunsch an den Augen ablas, ihre ängstlichen Augen konnten sich nicht von den seinen losreißen; sie saß am Tische, reichte ihm Speisen, betrachtete ihn und wagte kein Wort zu sprechen.

„Warum ißt Du nicht mit mir?“ frug er sie. Sie zuckte empor, griff seufzend nach einer Tasse, that ein paar Züge und verfiel wieder in das beklommene Betrachten ihres Gatten. Nachdem er sein Mahl beendet, nahm er ihre Hand und fragte: „Was fehlt Dir, liebes Herz?“ Ihr Auge vergrößerte sich, begann sich mit Thränen zu füllen, sie raffte sich auf und nachdem sie mehrmals vergeblich einen Satz begonnen, fragte sie nach seinen

Kranken. Er erwiderte, daß der junge Schreiber, den er lange in Behandlung gehabt, sehr schwer darniederliege und bat sie, der unbemittelten Familie einige Erfrischungen zu schicken.

„Das brauchst Du doch nicht zu bitten," sagte sie, indem sie, von ihrem gewöhnlichen, raschen Mitleid ergriffen, eigenhändig ein Körbchen mit allerlei nahrhaften Fleischspeisen füllte und dem Diener auftrug, es an seinen Bestimmungsort zu tragen. Verstohlenerweise legte sie noch, ehe der Diener ging, ein kleines Geldgeschenk bei.

„Auch in die Landwehrstraße Nr. 12 laß ein paar Flaschen Rotwein tragen," rief er ihr nach, während sie dem Diener den Auftrag gab. Als sie sich erkundigte, wer in der Landwehrstraße krank darnieder läge, gab er ihr ausweichende Antworten, es schien sogar, als ob er bereue, diesen Wunsch ausgesprochen zu haben.

„Es ist nicht nötig, ich habe mich geirrt," sagte er wegblickend. „Die Flaschen sollen nicht fortgeschickt werden?" frug sie, aufmerksam werdend.

„Nein! ich weiß die Hausnummer nicht genau," setzte er hinzu, „ich werde morgen selbst gehen."

Sie beachtete die Verwirrung, die sich Adolfs bemächtigte, weiter nicht. Es war spät geworden, den Arzt hatten seine Krankenbesuche ermüdet, er

unterdrückte mehr als ein Gähnen, was sie zu der Bemerkung veranlaßte, er scheine sich in ihrer Gegenwart zu langweilen. Nun versuchte sie ihn zu unterhalten, was ihr jedoch, da sie mit sich selbst viel zu sehr beschäftigt war, so schlecht gelang, daß er sich ein medizinisches Buch aus seinem Studierzimmer holte. Nun herrschte einen Augenblick tiefe Stille in dem Gemach. Die Wanduhr schlug schläfrig elf, der letzte Schlag verklang so gelassen herzlos. Die Lampe rauschte leise, als höre man den Sand durch das Stundenglas der Zeit sickern. Luise setzte sich ans Klavier und griff träumerisch Akkorde, denen die Ölgemälde an der Wand, besonders ein alter Großpapa zu lauschen schienen. Das gepreßte Gefühl ihrer Brust, das sich gern in Thränen Luft gemacht hätte vertrieb sie endlich auch hier. Da Adolf, von einem ihrer Seufzer gestört vom Buche aufsah, stellte sie sich neben seinen Stuhl und spielte mit ihres Mannes lockigem Hauptthaar so angelegentlich und mit so beredten Fingern, daß dieser, ihre Liebesbedürftigkeit erratend, seinen Arm um sie schlang, was sie sogleich benutzte sich auf seinen Schoß zu setzen. Jetzt wehrte sie auch ihren Thränen nicht länger, wußte jedoch dabei so geschickt zu lächeln, daß Adolf sie für die Quelle einer sentimentalen Zärt-

lichkeit halten mußte. Sie schlang ihren Arm um seinen Hals und da sein Kuß sie ermutigte, sagte sie mit einer nicht ganz unaffektierten Kindlichkeit im Ton der Stimme: „Sprich einmal aufrichtig, Adolf —?“

„Nun was?“ flüsterte er, „was willst Du von mir wissen, Du kleine Schmeichlerin?“

Sie hob sein Haupt mit beiden Händen empor, sah mit drolligem, verwundertem Gesichtsausdruck in seine Augen und fuhr dann, den Zeigefinger wie ermahnend an seiner Stirn hin und her bohrend, fort:

„Bist Du mir eigentlich treu?“

Der Ton, in dem sie dies hervorbrachte, die wichtige Art, mit der sie die Unterlippe heraufzog, während sie die Thränen zurückzudrängen suchte, übte eine unwiderstehlich komische Wirkung auf Adolf aus, er faßte hingerissen ihr kleines Haupt und küßte sie mit derber Energie. Endlich riß sie sich los und sagte mit einem Ernst, der sehr zum Lachen reizte:

„Nein, wirklich, Adolf, ich muß das wissen. Weißt Du, ich mache mir manchmal meine Gedanken über Deinen früheren Lebenswandel.“

„So, so,“ entgegnete er, „wer hat Dir denn Zweifel an meiner Treue in den Kopf gesetzt.

Du bist schwerlich von selbst auf den Gedanken verfallen, mich betreffs meiner ehelichen Grundsätze zu examinieren?"

„Allerdings nicht," erwiderte sie mit Pathos, „wer mir gesagt hat, daß auf die Treue der Männer nichts zu geben ist, gehört nicht hierher. Laß Dir sagen, Du Schalk, daß ich dem Verdächtiger Glauben schenke. Ja, ja —" und sie nickte sehr entschieden mit dem Kopfe — „so ein Arzt kommt in gar viele Häuser, kennt gar manche Geheimnisse. Ich hätte Dich eigentlich nicht heiraten sollen, ich glaube, ich bin Dir langweilig."

„Du mir langweilig?" lachte er; „Du amüsierst mich ja eben aufs beste."

„Wirklich?" entgegnete sie. „Nun, wenn Du mir untreu würdest, wäre es mit dem Amüsieren vorbei. Ich versichere Dich, ich liefe auf und davon. Würde Dich das auch amüsieren? Und nicht wahr, jetzt sagst Du mir auch —"

„Nun?"

„Wer Landwehrstraße Nr. 12 wohnt," setzte sie mit echt weiblicher Folgerichtigkeit hinzu. Diese Frage nahm aber der Herr Gemahl nicht so gnädig hin. Seine Stirne verfinsterte sich.

„Ein für allemal, Luise," versetzte er streng, „lasse die Thorheiten. Ich verbiete Dir, Dich in

meine Angelegenheiten zu mischen. Es ist spät geworden; laß uns zu Bette gehen."

Er stand auf. Natürlich erfolgte nach dieser kleinen Zurechtweisung ein Thränenausbruch von Luisens Seite; sie hoffte, er würde sie zu trösten suchen, dies geschah auffallender Weise nicht; er blieb finster. Beide hatten sich in das Schlafgemach begeben. Das Nachtlicht warf einen dunkelgrünen Schimmer über die beiden Betten; der Teppich dämpfte jeden Schritt, es war, als befände man sich im Wald, durch dessen Blätter die Sonnenstrahlen träumerisch rieseln.

Während des Ausziehens weinte Luise still vor sich hin, vergaß aber dabei nicht ihre Kleider mit besonderer Grazie abzulegen, ihr Haar vor dem Spiegel auf eine Art zu ordnen, die ihre nackten Arme in besonderer Beweglichkeit zeigten, um dadurch, wie es ihr schon oft gelungen war, ihren Mann zu rühren. Da ihre Bemühungen erfolglos blieben und er sogar vermied nach ihr hinzublicken, stiegen in ihr allerlei Befürchtungen auf, es müsse mit dem Haus Nr. 12 eine eigene Bewandtnis haben. Wer wohl darin wohnte? Für wen wohl der Rotwein bestimmt war? Für eine alte oder junge Frau? Warum er nur so sichtlich bemüht war, diesen Gegenstand zu vermeiden. Nach einiger

Zeit schlich sie sich an sein Bett, um zu sehen, ob er schliefe, da dies nicht der Fall war, faßte sie sich ein Herz und rief ihn zaghaft bei Namen.

„Was willst Du?“ gab er zurück.

Jetzt da sie so nahe vor der Durchführung ihres Entschlusses stand, bebte ihr doch das Herz; von ihm abgewendet, flüsterte sie atemlos: „Erinnerst Du Dich noch des Mädchens —“

Der Gatte überhörte die Anrede, und sie mußte sie wiederholen, dadurch in ihrem Vorhaben bereits sehr schwankend gemacht.

„Welchen Mädchens?“ erwiderte er barsch, „es wäre mir angenehm, wenn Du mich ein paar Stunden wolltest ruhen lassen, wahrscheinlich werde ich morgen bereits um drei Uhr aus dem Bette getrieben. Die alte Geheimrätin, die sich den Magen an Gänseleberpastete verdorben, hat sich in den Kopf gesetzt, jedenfalls heute Nacht zu sterben.“

Sie wagte hierauf keine Fortsetzung des Gesprächs. Er schien eingeschlafen zu sein; tiefe Stille herrschte im Zimmer, es war, als schwebe der Traumgott mit seinen Fledermausflügeln leise aus den Vorhängen des Fensters, husche an den Tapeten hin und streue seine Flocken in die Luft, die sich zu schattenhaften Bildern ordneten. Horch!

nun murmelte Adolf im Schlaf, ein Ruck und er saß halb auf in den Kissen.

„Warum brennt die Nachtlampe noch?“ sagte er sich umwendend. Seine Frau verbarg den Kopf in den Kissen, wie es schien, hielt sie ein Taschentuch fest an das Gesicht gedrückt, manchmal unterdrückte sie eine Bewegung, bei welcher man im Zweifel sein konnte, ob sie von Lachen oder Weinen herrühre. Jetzt, da er sich besann, war es ihm, als ob ihn ein immer lauter werdendes Schluchzen aus dem Schlaf geweckt habe; verwundert befühlte er das Taschentuch, in dem sie ihr Antlitz verbarg: es war feucht.

„Du weinst, Luise?“ frug er und bereute nun, so barsch mit ihr gesprochen zu haben. Sie blieb ruhig liegen; er beugte sich mitleidig lächelnd zu ihr herab und ungestüm, als könne er ihr entrissen werden, schlang sie plötzlich ihren Arm um seinen Hals.

„Höre mich an, Adolf,“ schluchzte sie, sich im Bette aufsetzend, „Du mußt mich hören, ich kann es nicht länger auf dem Herzen behalten.“

Ihr Gatte glaubte, es handle sich wieder einmal um ihre gewöhnliche Todesahnung und tröstete sie lachend mit der Versicherung, ihr Herz

klopfe in so richtigem Takt, als je eines unter dem Himmel geklopft habe.

„Nein,“ erwiderte sie hierauf, „dies Herz bedrückt eine schwere Schuld und es wird brechen, wenn Du Deiner kleinen Frau nicht verzeihst.“ Nun verstummte sein Lachen, und da er sie verwundert ansah, fuhr sie fort: „So ist es, Adolf. Wir haben während der Zeit unserer Verheiratung nicht darüber gesprochen, Du kannst mir jedoch glauben, daß ich stets auf eine Gelegenheit wartete, Dir dies Geständnis zu machen. Ja so ist es, ich bin nicht so schlecht wie es scheint, wirklich nicht, und ich trage auch die geringste Schuld an dem unwürdigen Betrug, ach! sieh! ich ging ja doch nur darauf ein — weil — ja weil ich Dich liebte und ohne Dich nicht leben konnte.“

Wieder brach sie in krampfhaftes Weinen aus, diesmal mit solcher Heftigkeit, das der Arzt sie mit Thränen in den Augen bat, sich doch zu beruhigen. Sie weinte, ohne auf die Sorgfalt zu achten, mit der er die Kissen ordnete, und ihre Stirn befeuchtete, weiter. Endlich, als er sie in seine Arme schließen wollte, wich sie ihm aus, trocknete hastig ihre Thränen und hilflos zu ihm emporsehend, wiederholte sie ihre vorige Frage:

„Erinnerst Du Dich noch des Waisenmädchens

— der Mathilde?" Wie erstaunte sie, als die Nennung dieses Namens im Antlitz ihres Gatten kaum eine Veränderung hervorrief, wenn er einen Schrei ausgestoßen, es hätte sie weniger erschreckt, als die finstere Wolke, die sich nun langsam über seinen Augenbrauen zusammenballte.

„Sprich weiter," mehr hatte er auf ihre Frage nicht zu erwidern.

„Adolf," fuhr sie fort, „es wahr sehr unrecht von uns, von meiner Mutter, daß sie das arme Kind von Deinem Verkehr ausschloß, Aber das ist noch nicht alles, Du mußt noch mehr erfahren, und ich kann Dir nicht eher ins Auge sehen, als bis Du es weißt; entscheide dann, ja entscheide dann, ob Du mich länger in Deiner Nähe dulden willst. Mir geschieht recht, wenn Du mich von Dir stößest, ich weiß es —" sie hatte aufgehört zu weinen, ihre Stimme war weich und leise geworden, eine ernste Fassung hatte sich über ihre Seele gebreitet. „Ich liebte Dich Adolf," fuhr sie fort, den Blick von ihm abwendend, „und konnte es nicht ertragen, daß eine andere Dich auch lieben wollte und ich war kindisch damals, ach! noch mehr als ich es jetzt bin und war sehr selbstsüchtig."

Ihre Fassung, die sie im Begriff war zu ver-

lieren, raffte sie gewaltsam wieder auf; die tiefe Ruhe, die in dem Gemache herrschte, ward nur durch das leise Ticken von Adolfs goldner Uhr unterbrochen; die Nerven der jungen Frau waren in einem so gereizten Zustand, daß dieses Ticken sie sehr störte, sie brauchte Zeit, um ihre auseinander fallenden Gedanken zu sammeln. „Ich habe nicht schön an meiner Jugendfreundin gehandelt,“ setzte sie ihre Beichte fort. „Ich bemerkte wie sie sich heimlich in Liebe zu Dir verzehrte und als sie mich einst weinend umarmte und ausrief: „„Nicht wahr Luise, wir sind beide unglücklich?““ blieb ich ungerührt, herzlos, erwiderte ihre Liebkosungen nicht, ich Elende. Und als sie dann in ihrer glühenden, großen Weise den Vorschlag machte, wir wollten, damit unsere Freundschaft daure, beide entsagen, lachte ich ihr ins Gesicht und meinte, ob sie so wenig Aussicht auf Sieg habe! Ich für mein Teil wolle kämpfen. Sie erwiderte mir nur mit einem Blick. Mit einem Blick, den ich nie vergessen werde, der mich in jener Zeit folterte und der jetzt noch die Qual meiner Träume ist. Und ich fühle, wie Du sie mir vorziehen mußtest, denn sie war so gescheit, so edel und ich war so albern. Ja, das war ich und sehr kleinlich. Und ich ließ es ruhig geschehen, daß meine Mutter

Dir zu verstehen gab, Mathilde habe bereits einen Verehrer. Ich sah, wie Dich diese Andeutung einige Tage hindurch verstimmte, ich nahm mir vor, diesen Betrug zu zerstreuen, Dich aufzuklären, aber die Liebe zu Dir unterdrückte alle besseren Regungen. Nun ward auch der Sohn der Familie Reuter benutzt, um Dir verständlich zu machen, daß Mathilde ihn liebe — erinnerst Du Dich noch des Abends, als er Dir es im Vertrauen mitteilte? Wir saßen im Nebenzimmer — Reuter zeigte Dir geheimnisvolle Briefe, die Dich von Mathildens Treue nicht gut denken lassen mußten; die Briefe hatte Sie nie geschrieben. Und während dies geschah, wußte ich, daß unter unsern Füßen eine Einsame saß und weinte; ich aber wollte blind sein gegen ihre Schmerzen. Nun wandtest Du mir Deine Neigung zu; die Mutter hatte dafür gesorgt, daß Mathilde unser Haus verlassen mußte; eine Verwandte meiner Mutter sollte sie für einige Zeit aufnehmen. Den Tag des Abschieds — ich werde ihn nie vergessen, nie vergesse ich ihr vorwurfsvolles Schweigen. Die Briefe, die meine Mutter an die Entfernte abgehen ließ — ich habe sie nie gelesen — aber ich ahnte, daß sie Dich, Deinen Charakter, Deine Lebensweise zu verdächtigen suchten, ebenso wie die Briefe, die an den

Vormund der Waise gelangten. Ich fühlte, daß Du Dich deshalb um so inniger an mich schlossest, weil Du sie verloren wähntest; Du wolltest die Leere ausfüllen, die die Untreue Mathildens in Dein Dasein gerissen, Du selbst gabst mir das zu verstehen. Weißt Du noch, als Du mir einst auf einem Spaziergange sagtest: Ich solle den Namen Mathilde nie in Deiner Gegenwart aussprechen? Ach! ich litt bei diesem ganzen Gaukelspiel ebenso tief, wie meine hintergangene Freundin, ich mußte mir gestehen, daß ich Dein Herz nicht in offenem Kampf erworben, hinterlistig gestohlen hatte und Du glaubst nicht, wie mich das demütigte. Nun kam unsre Verlobung. Man verheimlichte mir, daß Mathilde in ein Nervenfieber verfallen war, ich erfuhr später, daß sie erst bei der Nachricht meiner Verlobung an Deinem Charakter zu zweifeln begann, jetzt erst betrachtete sie sich als ein Opfer Deines Leichtsinns."

Die junge Frau hatte inne gehalten, als erwarte sie einigen Zuspruch von seiten Adolfs, da dieser nicht erfolgte; fuhr sie mit immer matter werdender Stimme fort:

„Man schrieb uns, Mathilde habe sich, nachdem sie genesen in einen Taumel wildester Zerstreuung gestürzt. Sie war volljährig geworden,

niemand hatte ihr etwas zu sagen. Fabelhafte Gerüchte drangen zu uns. Man sprach von einem Duell, das sie ausgefochten, man erzählte, sie sei auf der Bühne erschienen, ausgezischt worden, dann hieß es, man habe sie in verschiedenen Städten in Begleitung eines jungen Schauspielers gesehen, der ihr geholfen, ihr Vermögen rasch durchzubringen; ich sah sie niemals wieder und möchte sie auch nie wiedersehen, obgleich ich das innigste Bedürfnis hege, ihre Verzeihung zu erlangen. Ob sie die Handlungsweise meiner Mutter durchschaut oder nicht — was sie von mir denkt — was gäbe ich drum, das zu erfahren."

Bis hierher hatte Luise ihre Fassung mit Anstrengung aller Seelenkräfte bewahrt, nun vermochte sie es nicht länger. Ein Gemisch von Zerknirschung und Liebe überfiel sie mit einer Heftigkeit, die fast den Hang zur Koketterie auf Augenblicke verdrängte. Sie warf sich an die Brust ihres Mannes, beteuerte in abgerissenen, halbverschluckten Sätzen, daß sie nur ein Werkzeug in der Hand ihrer Mutter gewesen sei, klagte sich an, entschuldigte sich, stammelte unzusammenhängende Liebesschwüre, sprach davon Adolf zu verlassen, da er sie nun hassen werde und fügte gleich darauf hinzu, sie könne ihn nie verlassen,

erflehte seine Verzeihung und erbat sich seinen Fluch, wünschte zu sterben und fand sich bald darauf doch wieder recht behaglich im Leben zurecht.

Adolf hatte ihr mit einem sonderbar starren Gesichtsausdruck zugehört, hinter welchem man ebensogut sehr viel als sehr wenig vermuten konnte. Den Reueausbruch seines Weibes ließ er still über sich ergehen, bis er ihn plötzlich mit den etwas schroffen Worten unterbrach: „Es ist jetzt genug.“

Seine Frau, so plötzlich aus ihrer Illusion gerissen, verstummte sogleich, sah ihn mit einem kläglichen ängstlichen Seitenblick an, verschluckte Wort wie Thränen und legte sich sehr eingeschüchtert und gänzlich aus der Fassung gebracht in die Kissen zurück. Er löschte die Lampe. Sie wagte sich die ganze Nacht hindurch kaum zu rühren. Schuldgefühl und Verwunderung über das Benehmen ihres Mannes wuchsen in ihrer Brust zu solcher Höhe, daß sie kaum atmen konnte und ihr sogar ihre einzige Zuflucht, die Thränen fehlten. Ach! sie hatte es verdient, daß er so strenge mit ihr verfuhr. Und doch hätte er noch ein paar Worte mit ihr reden können, nicht wahr? Ein wenig Trost, ein paar Thränen der Erinnerung von seiner Seite — wie romantisch hätte es ihre Beichte beschlossen — ach! nicht einmal

das — Vorwürfe hätte er ihr machen sollen, damit sie sich recht hätte ausweinen können, von seinem blutenden Herzen hätte er sprechen sollen, wie gern würde sie Balsam auf dies Herz gelegt haben, aber zu sagen: Es ist genug!

Sie zerbrach sich so lange den kleinen Kopf, was diese Worte wohl zu bedeuten hätten, welchen Seelenzustand sie wohl bemänteln möchten, bis die Anstrengung des Nachdenkens sie gegen Morgen in einen leichten Schlaf warf, einen Schlaf, in welchem ihr Mathilde erschien, um einen kleinen Dolch gegen ihr Herz zu zücken. Eben wollte sie im Traum aufschreien nach ihrem Manne rufen, der sich schweigend von ihr abgewandt, als ihr das graue Licht des Morgens schmerzhaft in die Augen drang. Wie häßlich grinst uns der Tag an, dessen Stunden nicht unsre Freunde sein werden, wie sehnen wir uns nach der Vergessenheit, die am Ende des Tages mit milde winkender Hand den Schleier emporhebt — wäre es doch schon Abend — wer hat diesen Wunsch beim Erwachen nicht schon laut werden lassen! — Adolfs Aufstehen hatte sie geweckt, klopfenden Herzens, ohne sich zu regen, sah sie ihm zu, wie er sich wusch und ankleidete. Dann trat er an ihr Bett und im Glauben sie schlief, fuhr er ihr mit der Hand

prüfend über die Stirne. Länger vermochte sie ihre Verstellung nicht zu bewahren, sie sah mit ihren großen verweinten Augen glanzlos zu ihm empor und er — war es möglich — er versuchte zu lächeln? Es war freilich ein Lächeln, auf das bereits der Ernst lauerte, es zu töten, aber es gab der jungen Frau doch den Mut, seine Hand zu fassen und mit weichem Ton: „Adolf" zu flüstern.

„Ich muß zu meinen Kranken," sagte er, „bleibe Du nur liegen und schlafe weiter, hörst Du? ich wünsche, daß Du nicht vor zehn Uhr aufstehst und sei heiter mein Schatz. Lade Dir Deine Freundinnen ein —" dann warf er ganz flüchtig zum Schlusse seiner langen Ermahnungen die Worte hin: „Laß Geschehenes geschehen sein."

Nun zog sie ihn herab, ganz zu sich herab und frug mit vor Rührung erstickter Stimme: „Und — sage mir nur eines — liebtest Du Mathilde damals sehr —?"

Er lachte verneinend, murmelte allerlei Unverständliches, versicherte sie seiner Liebe und beteuerte, daß er sie für unschuldig hielt, so unschuldig, wie Mädchen in diesen Dingen zu sein pflegten. Darauf verließ er sie hastig, ohne daß sie sehr klar in seinem Innern gelesen.

Nun war ihr Gemüt vom schwersten Drucke befreit, und als Edwin sie auf einige Augenblicke zu besuchen kam, zeigte sie ihm die unbefangenste Miene von der Welt, wer aber sah die Thränen, die sie sich im Geheimen aus den Augen wischte, wenn sie in die Küche mußte oder rasch auf ihrem Zimmer die Toilette ordnete?

Ihr aufrichtiges Reuegefühl verhinderte sie jedoch nicht daran, heute eins ihrer enganliegenden Kleider zu wählen, von welchem sie wußte, daß Adolf sie gern darin sah. Ob er wohl noch an sie denken möge und ob seine Liebe zu ihr nicht durch das offene Geständnis einen starken Stoß erhalten. „Was würde er thun, wenn er wieder mit Mathilden zusammenträfe?" Diese freilich ganz unnütze Frage klopfte jede Stunde einmal am Busen der jungen Frau an. — „Würde er sie vielleicht mehr lieben als dich?" Dieser thörichte Einfall drängte sich und schlängelte sich zwischen all ihr Thun und Denken.

„Wie vergnügt Sie heute aussehen," sagten ihre Freundinnen, „und welch glückliche Ehe Sie führen."

„Ja," erwiderte eine alte Jungfer, die bereits von des Lebens Stürmen sehr mitgenommen worden, „ja, wenn man so stille Tage hinlebt, wie unsre

Freundin und so wenig Kummer zu verwinden hat, ist es nicht schwer vergnügt dreinzuschauen."

Gegen Abend, als ihr Gatte mit ihr am Tische saß, suchte Luise sich ihm dadurch angenehm zu machen, daß sie ihn nach mehreren medizinischen Einzelheiten frug. Sie hatte vorher das Wort „Haemoptoë" aus Adolfs Büchern herausgesucht und verlangte nun eine Erklärung dieses Wortes. Als sich Adolf anschickte, diese Erklärung zu geben, trat gerade das Dienstmädchen ein, über Haushaltungsgegenstände Bericht zu erstatten, welche Gegenstände sofort die Aufmerksamkeit Luisens in solchem Maße auf sich lenkten, daß Adolf verstimmt über die Teilnahmslosigkeit seines Weibes den ganzen Abend hindurch schwieg.

II.

Es war an einem Abend, als Edwin, um sich von seiner Arbeit zu erholen über die Anger-Wiese der Bavaria zuschritt. Die Sonne war längst gesunken, über der Welt lag es nur noch wie eine blasse Erinnerung an die Strahlende; schmale Nebelbänder ruhten über dem feuchten Gras Er watete durch dieses weißwogende Gemisch, das nun der Mond matt versilberte mit einem Gefühl ängstlichen Behagens. Manchmal reckte er die

Arme aus, als könne er die kauernden grauen Kobolde erhaschen; Kindheitserinnerungen dämmerten in ihm auf, er erinnerte sich, wie er als Knabe mit seinem Vater einmal über eine Wiese geschritten, und wie ihn da der Nebel ebenso umwogt und wie ihn eben ein solches Gefühl von fröstelndem Behagen beschlichen, und wie er damals die weißen Flocken für die Gewänder von Wassergeistern gehalten. Er trug ein innerliches Lächeln mit sich herum; wie gering ist doch dein Weh im Vergleich mit dem Weh andrer Menschen! Liebe! pah! Unsinn! sprach es in ihm. Aber seine Gedanken suchten diesen wunden Punkt auf ihrem Weg zu umschleichen. Fort von dieser Stelle, rief er ihnen zu. Vor ihm ragte duftverhüllt der Tempelbau, hinter ihm in der Ferne zeigten viele zitternde Lichtpünktchen, daß sich dort die Stadt ausbreitete, dumpfes Geräusch, die Atemzüge des nie rastenden Riesen: Arbeit scholl herüber in diese Einsamkeit. Dort in den Straßen drückte sich nun das Elend, praßte der Reichtum und spann das Laster seine Netze um die Unschuld. Arme, abgetriebene Droschkenpferde, abgetriebene Menschen regiert vom Peitschenschlag der Not; gottlob, das seine Existenz gesichert war, er fühlte, welche Gunst ihm das Glück gewährt, als ihm

von dort her das Hasten und Drängen der gequälten Menschheit ans Ohr und ins Herz drang.

Sie liebt dich nicht, gestand sich Edwin, als er weiter schritt und der Mond mit seinem auf die Seite geneigten, grämlich phantastischen Grinsen auf dieses Nebelmeer starrte, und so ist es auch in der Ordnung. Wie thöricht, eine Verheiratete zu lieben. Edwin begann sich lebhaft über sich selbst zu ärgern und suchte sich weiß zu machen, Frau Hellter sei weder liebenswürdig noch schön. Merkwürdigerweise war er auf ihren Gatten nicht im geringsten eifersüchtig, in seinen Augen war er gar nicht ihr Gatte, er mußte sich aber gestehen, daß, als sie neulich so lebhaft von ihrem Schwager gesprochen, er eine gelinde Eifersucht empfand. Jetzt mußte er über diese Anwandlung lächeln und sagte zu sich selbst ganz erstaunt: ich glaube wirklich, ich kann auch eifersüchtig sein und doch ist meine Liebe zu dieser Frau eine ganz moderne Milch- und Wasserliebe. Wir in unsrem Jahrhundert lieben überhaupt nicht mehr, das überlassen wir den Bauern, wir suchen nur Gemütszerstreuung.

So stritten sich die Gefühle in der Brust dieses merkwürdigen Menschen, so suchte er das, was ihn ernsthaft beschäftigte, in seinen eignen Augen

lächerlich zu machen. Nun stand er vor der bayrischen Siegesgöttin, deren kranzhaltender Arm, Nacken und Kopf grünlich im Mondschein schimmerten. Er betrachtete das kolossale Weib und malte sich aus, was die ehrlichen Philister dazu sagen würden, wenn es einmal von seinem Postament herunterstieg und majestätischen Schrittes durch die Ludwigsstraße Münchens wandelte. Dann versuchte er sich Luisens Reize in den enormen Dimensionen dieser Göttin zu denken, ob er dann wohl noch so sehnsüchtig nach einer Umarmung schmachte. — Er schritt weiter nach der Marmorhalle zu und wie nun die Säulen ihn schimmernd umgaben, der Mond lautlos ihren Schatten auf den Boden malte und das Erzbild in Bläue gehüllt vor ihm aufragte, mußte er an das verschleierte Bild von Sais denken. Er ließ sich auf einen Marmorvorsprung nieder, knüpfte fröstelnd seinen Mantel zu, betrachtete den Kopf des Riesenweibs, der München zugekehrt war und von dem er erwartete, er würde sogleich den Münchner Bierphilistern eine große Schmährede hinüberbrüllen. Er hatte sich eben nach seiner verneinenden Art in den Gedanken versenkt, den er nur aufstellte, um ihn wieder umzustoßen, wie doch die ganze Malerei auf ein nachahmendes Kinder=

spiel hinauslaufe, als er plötzlich eine Hand auf seinen Schultern fühlte. Sich umdrehend gewahrte er ein weibliches Wesen, dessen Kleidung, obgleich anständig, doch einen heruntergekommenen Eindruck machte. Nun schlug sie den Schleier zurück und zeigte unsrem Freunde blasse Züge, bei deren Anblick man leicht auf den Einfall hätte kommen können, sie seien eine dünne, schöne Wachslarve, hinter welcher sich ein intensives Licht befände, das mit bläulichem Glanze durchschimmere.

„Therese Hellwig,“ sagte Edwin, „mein schönes Modell, treibst Du Dich hier mit den Gespenstern der Nacht umher? Hat Dich der Gottseibeiuns zu malen begehrt?“

Sie lachte seltsam auf und brach so plötzlich ab, daß die wachgerufenen Echos in der Marmorhalle, über das Lachen erschreckend, verstummten.

„Mit Gespenstern,“ sagte sie dann leise, „treibe ich mich freilich umher.“

„Wie?“ entgegnete er, „zeige mir doch eins von diesen.“ Er erwartete irgend einen Begleiter zu sehen.

„Mein Freund,“ sagte sie, „es erscheinen auch noch in unsrem Jahrhundert Gespenster, aber sie haben ihre frühere Sitte abgelegt, sie erscheinen nicht mehr dem äußeren, sondern dem inneren Auge.“

„Du meinst Erinnerungen?" warf er hin.

Sie erwiderte nichts. Edwin sah zu ihr empor; war ihm ihre Existenz von jeher rätselhaft erschienen, so war sie es nun doppelt und der Entschluß stieg in ihm auf, wenn möglich dieses Rätsel zu lösen.

„Du versuchst," begann er, „Du versuchst ebenso wie ich es versuche, peinliche Gedanken zu verscheuchen, gestehe es nur, Du scheinst mir am Tage eine ganz andere zu sein, wie in der Nacht, am Tage bist Du eine lebhafte kleine Schlange, sobald es dunkel, verwandelst Du Dich in eine nachdenkliche Eule."

„Erraten, mein Lieber," rief sie, ihm auf die Schulter schlagend, „höre nur, wie meine Stimme von dem Affen: Echo nachgeahmt wird?" Oder hältst Du das Echo für das unsichtbare Schicksal, das sich zuweilen erlaubt, seinen Witz an uns armen Opfern zu üben? Komm! wir treten an eine andere Stelle. — Hamlet that bekanntlich dasselbe, als ihn der Geisterruf seines Vaters verfolgte — und man kann ja doch nicht wissen, wer sich hinter dem Echo verbirgt: Komm komm."

Sie ergriff Edwins Arm, er folgte ihr, fast erschrocken über den angstvollen Ausdruck, der nun ihr Gesicht gleichsam überrieselte.

„So,“ setzte sie kaum hörbar hinzu, „hier wird es nicht mehr rufen. Glaubst Du nicht?“

„Möglich,“ sagte er ganz verblüfft.

Halb furchtsam nach der linken Seite der Halle schielend, rief sie dann laut: „Schweigt, schweigt —.“

Keine Antwort ertönte; stumm, tot ragten die bleichen Säulen in die mondblaue Luft. Mit einer ans Kindische streifenden Freude auf den Lippen nickte sie dann vor sich hin. Wieder entstand eine Pause. Edwin, dem ihr Benehmen anfangs nur ein interessantes Problem gewesen, begann es nun geradezu unheimlich in ihrer Nähe zu werden und doch zog ihn dieses Unheimliche an, es regte seine Phantasie in nicht unangenehmer Weise auf, auch reizte es seine Beobachtungsgabe.

„Schöne Therese,“ redete er sie an, „wahrhaftig, kein Mensch würde es glauben, wenn ich ihm von Deiner Furcht vor dem Echo erzählte und fast erlaubt sich meine Vernunft — natürlich mit jener Rücksicht und Höflichkeit, die unseres Jahrhunderts würdig — an der Deinigen ein wenig zu zweifeln.“

Sie lachte. „Liebster, an dieser Vernunft,“ sagte sie, „haben schon ganz andere Menschen wie Du gezweifelt, z. B. ich selbst. Ich fürchte

aber, sie steht leider noch ziemlich aufrecht, obgleich sie im Kampfe des Lebens einige Beulen davon getragen haben mag. Hältst Du es nicht für eine besondere Gnade des Schicksals, dieser Vernunft möglichst rasch verlustig gehen zu können? Was nützt sie uns? Macht sie uns sonderlich glücklich? Wir erhalten Verzeihung und werden bemitleidet, wenn wir sie verlieren und man ärgert sich über uns und schmäht uns, so lange wir sie besitzen. Doch nein, ich will nicht bemitleidet werden, Du kannst Dir nicht vorstellen, wie ich den Menschen hassen würde, dem es zu Sinn käme mich zu bemitleiden. Bemitleidest Du mich?"

Edwin war aufgestanden; beide hatten den Heimweg angetreten. Auf ihre Fragen antwortete er durch einen unartikulierten Ton, er besaß ein Herz und bemitleidete sie, obgleich es ihm nicht entging, daß Theresens Reflexionen, die sie in der Folge ununterbrochen hören ließ, mehr der Sucht entstammten sich geistreich zu zeigen, als ein wohlgeordnetes System der Weltverachtung zum Ausdruck zu bringen. Ihr Denken hatte etwas Gesuchtes, sie legte es an wie einen Fastnachsstaat, aus dem stets wieder das Alltagskostüm durchblickte.

„Ich fühle, daß Du mich bemitleidest," fuhr

sie fort, mit ihrem Sonnenschirm die Luft durchfuchtelnd, „und das ist unrecht von Dir; nein! es ist thöricht, ein Weib zu bedauern, ich versichere es Dir — sie taugen alle nichts, Weiber sind in der Entwickelung gehemmte Männer, Kinder mit den Fehlern Erwachsener; ich bin nicht die einzige, die schlecht ist, durchaus nicht, ich weiß, daß es viel Schlimmere giebt, obwohl sie in Seide gehen, einen glänzenden Lakeien auf ihrem Kutschenbock haben und sich durchaus anständiger Manieren befleißigen. Mein Vorzug ist wenigstens meine Offenheit, ich versichere Dir, ein Vorzug, den Du sonst bei Weibern ebensowenig findest wie etwa Enthaltsamkeit im Busen eines Commis voyageur."

Mittels eines energischen Schüttelns des ganzen Körpers raffte sie ihren alten Mantel zusammen; dies Schütteln drückte gewissermaßen die Bestätigung ihrer Behauptung aus.

„Zu den guten Eigenschaften", sagte er, „rechne ich auch Deinen starken Verstand."

„Einfältiger Schmeichler", lachte sie, ihm mit dem Schirm auf den Hut schlagend, „der Verstand ist eine sehr dünne Ölflamme, die beständig mit dem Erlöschen kämpft und vor jedem Windzug zittert. Oder hat Deine Flamme noch nie für besser gefunden, auszugehen? Nein! wenn Du mich

rühmen willst, so rühme die Kühnheit, mit der ich mich über die Philistergesetze hinwegsetze, wobei ich jedoch vielleicht tugendhafter bleibe, wie manche hochangesehene Dame, die Strümpfe für die Kleinkinderschule strickt und eine Suppenanstalt gründet."

Sie ging mit weit ausgeholten Schritten neben Edwin her, dem es auffiel, wie ungraziös manchmal ihre Bewegungen wurden, trotz der unleugbaren Schönheit ihres Gliederbaues. Mehrmals, wenn eine Pfütze den Weg kreuzte, wollte er ihr den Arm bieten, um ihr zu helfen, sie aber setzte stets darüber hinweg, ehe es ihm möglich ward, ihr beizustehen, ja sie suchte mit kindischer Freude die Wasserlachen auf, die sie meist leicht hätte umgehen können, bis sie schließlich einmal fehltrat, worauf sie gänzlich den Mut verlor und, sobald sich eine Pfütze zeigte, mit großem Respekt einen Kreis um dieselbe beschrieb — Hilfe nahm sie nicht in Anspruch.

„Wie wohl mir im Schmutze ist", lachte sie (sie lachte eigentlich immer ein äußerst seltsames Lachen), „wie angenehm dieser Schlamm einem das Bild des Menschenlebens vergegenwärtigt — Teurer," fügte sie dann die Augenlider fast vollständig schließend hinzu, „glaubst Du an die Freundschaft der Infusionstierchen?"

„An was? frug Edwin.

„Gestehe es doch", rief sie, den geistreichelnden Ton, den sie angenommen nur mit Mühe bewahrend, „Du schwärmst ebenfalls für die Freundschaft der Wölfe und bildest Dir ein, es sei ein Beweis ihrer Freundschaft, daß sie in Rudeln herumlaufen. Ei, mein Kleiner, siehst Du denn nicht, daß sie nichts als der Hunger und die Feigheit zusammentreibt?"

„Man weiß es," sagte Edwin schmunzelnd und sich gleichsam an den Sarkasmen der Emanzipierten die Finger wärmend, „daß Du in Deinen Musestunden Philosophie treibst."

„Und daß ich anfange zu malen, weist Du das auch?" setzte sie mit unverkennbarer Affektation hinzu. „Alles der Welt zum Trotz, mein Lieber. Man muß diesen Tugendphilistern zeigen, daß man aus anderem Stoff ist, wie sie, daß man eine höhere Art von Menschheit darstellt, nicht wahr? O wie würde es mich freuen, wenn ich diesen watschelnd dicken Ehefrauen, diesen rauchenden Biergesichtern recht ein Stein des Anstoßes werden könnte. Nichts sehe ich lieber, als eine Nase, die sich rümpft; dem Verlangen, ihr eins zu versetzen, kann ich dann kaum widerstehen, damit sie nur mehr Grund zum Rümpfen hat.

O diese Köpfe, die nicht begreifen, das ihre sogenannte Tugend nichts anderes ist, als ein mit Übereinstimmung aller zur Pflicht erhobenes Laster. Ach! und wie sehr stimmen in diesem Punkte die sonst sich Bekämpfenden überein. Merkwürdig, daß die Menschen nichts friedfertiger und duldsamer macht, als die Gemeinheit, die hat eine Religion, mein Freund! die jedes Menschenherz erhebt, die alle Menschen zu Brüdern macht."

Man sah ihr an, wie viel sie sich auf dieses Paradoxon innerlich zu gute that; er gab seiner Bewunderung ihres Geistes mit einer kaum bemerkbaren Ironie Ausdruck. Sie habe ihre Rolle als „Frau von Geist" ziemlich gut durchgeführt, meinte er. „Die weiß," dachte er bei sich, „daß sie mehr Geist besitzt, als viele übrigen Frauenzimmer; aber ich fürchte, sie benutzt ihren Witz nur dazu, um ihren Lebenswandel zu rechtfertigen." — Man hatte die Stadt erreicht. Die Laternen erstickten fast in dem Nebelmeer, die Steine waren schlüpfrig und die Flammen der Laternen, Erker und Fenster wurden — wie alles Hohe und Schöne — gezwungen, sich in den Gossen und Schmutzlachen zu spiegeln. Auf einer Treppe saß ein kleines Kind, und als unsere beiden Spaziergänger an ihm vorbeischritten, bat es um ein Almosen,

die Hand gerade ausstreckend. Das Kind murmelte, es habe heute sein Holz nicht verkauft und dürfe nicht ohne Geld nach Hause kommen, sonst habe es Schläge zu erwarten.

Edwin war in manchen Dingen eigen; er besaß in der That ein mitleidiges Herz — wie alle Menschen eines besitzen, er sprach seinen Freunden gegenüber viel von Nächstenliebe, von Menschenbeglückung, von dem Elend der Armut — wie es alle Menschen thun — sobald aber diese Armut vor ihn hintrat und ein kleines Opfer von ihm verlangte, fand er es meist höchst anmaßend, daß man ihn mit solchen Kleinigkeiten belästigte. So räusperte er sich denn, machte ein sehr mitleidiges Gesicht, fuhr sich in die Tasche und that, als beeile er sich, hier diesem armen Kinde gegenüber seine Großmut an den Tag zu legen. Wie es nun sein mag, wahrscheinlich fand er nicht sogleich sein Portemonnaie, kurzum bis er es langsam aus der Tasche hervorgezogen, hatte Therese dem Kleinen bereits ein Geldstück in die Hände gedrückt. Edwin atmete auf, als er dies wahrnahm, murmelte etwas von der Magerkeit seines Geldbeutels und von abscheulichen Eltern, die ihre Kinder zum Betteln abrichteten. Therese sprach kein Wort. Edwin bemerkte beim trüben Schimmer der Laternen,

daß ihr Auge sehr ernst blickte, vielleicht sogar eine Thräne in seinem Inneren barg, was unsern Freund in eine so reumütige und weichherzige Stimmung versetzte, daß er einem vor einem hellerleuchteten Erker stehenden Nichtsthuer rasch fünf Pfennige in die Hand drückte. Der Gaffer stammelte eine Entschuldigung, als habe er sich irgend eine Unverschämtheit zu Schulden kommen lassen, Edwin jedoch fühlte sein Herz nicht nur erleichtert, sondern, darauf können wir uns verlassen, er bewunderte im Stillen seine sittliche Größe.

Sie waren vor der Wohnung Theresens angelangt und Edwin nahm keinen Anstand, der Einladung des jungen Weibes Folge zu leisten, sie erwartete, wie sie sagte, noch einige Freunde zum Thee. Oben angelangt, fand Edwin ein leidlich anständiges Gemach, dessen Unordnung vom malerischen Standpunkt aus betrachtet, etwas Niederländisches besaß. Die düstere Lampe, die nun angezündet ward, beleuchtete Möbel, die innerlich am Holzwurm und äußerlich am Muskelschwund litten, das Kanapee, auf das sie ihn zum Sitzen einlud, gab in seinem Inneren, sobald er es berührte, mitleiderregendes Jammern von sich und zeigte das Bestreben, dem Gast, sobald er

glaubte es sich behaglich gemacht zu haben, eine heimtückische Spirale in den Körper zu bohren. Bald auch merkte unser Freund an einem Jucken seiner Haut, daß das Gemach gewisse kleine Mitbewohner beherbergte, deren blutdürstige Angriffe man stets mit möglichst viel Würde und Resignation zu ertragen versucht. Auf dem Tisch lagen einige philosophische Werke, eine Staffelei zeigte eine angefangene Landschaft, mehrere Tassen ohne Henkel, eine dickbauchige Theekanne mit zerbrochenem Mundstück machten einen schüchternen Versuch zur Verschönerung der alten Kommode beizutragen. Therese geriet ob des zweifelhaften Lächelns ihres Gastes ein wenig in Verlegenheit, dann aber fuhr sie energisch im Zimmer hin und her, zog bald aus jenem Winkel einen Leib Brod, entdeckte in diesem Ofenloch eine angeschnittene Wurst; wo Edwin vorher nichts gesehen hatte, als eine schmutzige Tapete, zeigte sich den erstaunten Blicken plötzlich ein Körpchen voll Eier, in dem hintersten Winkel eines Nähtisches tauchte ein Stück Butter auf, irgend wo aus rätselhaftem Dunkel entpuppte sich eine Theemaschine, kurz die junge Dame belebte sozusagen das Nichts. Plötzlich hörte unser Freund „Mama“ rufen. Er sah sich um, woher dieser Geisterlaut komme, aber ehe er noch fragen konnte,

hatte sich Therese entfernt, um gleich darauf mit einem Kinde auf dem Arm wieder zu erscheinen. Wie sich die nur nach männlicher Starkgeistigkeit Haschende in ein einfaches Weib verwandelte, war ein merkwürdiges Schauspiel, das Edwin nicht ohne Rührung genoß. Ihr Blick ruhte mit innigem Ernst auf dem kleinen Wesen, sie sprach ungeziert, suchte das Unzufriedene zu beruhigen, spielte ihm sogar schließlich mit seiner Puppe vor und vertröstete es auf morgen, wo sie ihm, sobald es jetzt wieder ruhig einschlafe, ein neues Kleid für seine Emma (die Lieblingspuppe) versprach.

„So und nun geb' ich meinem Goldfisch noch einen Kuß und nun legt er sich wieder in seine Kissen und träumt von seiner Emma und morgen, ja da wird es hübsch; aber meine Bilder darfst Du nicht mehr zerreißen. Sieh, wie warm es noch im Bettchen ist. So, jetzt kommen tausend Schmetterlinge und flattern meinem Liebling mit ihren bunten Flügeln schöne Bilder vor. Hörst Du sie? Gelt, das rauscht und glänzt wie lauter Flittergold."

In diesem kindischen Ton besänftigte sie den Kleinen, und wahrlich, dieser Ton, diese Mienen standen ihr besser als ihre affektierte Auflehnung gegen die Weltordnung. Sie hatte Edwin ganz

vergessen; als sie auf den Zehen aus der Schlafkammer schlich, in der das Kind bereits weiter schlief, lachte sie gezwungen, wie sie ihn hinter der Lampe sitzen sah und sagte:

„Nicht wahr, Sie lachen mich aus! Thun Sie's nicht, ich will's schon selbst besorgen.“

Edwin hätte sich gern Auskunft über die Existenz jenes Kindes geholt; Andeutungen über den etwaigen Vater schwebten ihm auf den Lippen, aber er unterdrückte sie, als er sah, wie die Mutter manchmal besorgt an der Kammerthür lauschte. Ihre Unterlippe zitterte dabei, wie von verhaltenem Schmerz; ein strenger, düsterer Schatten, der jede indiskrete Frage verscheuchte, lag auf ihrem Gesicht, ihre Bewegungen waren leidenschaftlich heftig; es ward ihr schwer wieder den heiteren Unterhaltungston zu treffen und es entging unsrem Freunde nicht, daß sie ihn machmal scheu anblickte, als habe sie Vorwürfe von ihm zu erwarten. Es gelang ihr, obgleich sie es mehrmals versuchte, nicht die Welt auf ihre Weise anzuklagen; ihre Bemerkungen fielen schief aus, sie selbst fühlte beschämt die Anstrengung, die es sie kostete, ihre Gedanken nach dieser Richtung hin spielen zu lassen; alles was sie zustande brachte war ein Lächeln der Gleichgültigkeit. Während sie den

Thee bereitete, wobei sie sich in ihrer zufahrenden Art die Finger verbrannte, das heiße Wasser verschüttete und eine Untertasse zerbrach, erzählte sie ihrem Gast kleine Anekdoten. Einmal stieß sie sich die Stirne an der Ecke eines Schrankes an, der Zorn, mit dem sie nun das unschuldige Möbel traktierte, ließ einen tiefen Blick in das zuweilen fieberhaft Erregte ihres Wesens thun. Die Anekdoten, welche sie erzählte, sollten den Zuhörer zum Lachen verpflichten, da dieser nun seine Pflicht versäumte, kam sie — jedoch ganz gegen ihre Absicht — auf ihr Kind zu sprechen. Wahrscheinlich sollte, was sie vorher gesprochen, nur als Deckmantel für ihre Gedanken dienen, die sich immer noch in der kleinen Kammer aufhielten, diesen Deckmantel vermochte sie länger nicht um ihr Gemüt zu werfen und so erzählte sie einen Moment lang von dem unglücklichen Wesen, ließ jedoch erschrocken wieder das Thema fallen, ungefähr wie einer, der von seinem Pfade abgeirrt in einen Morast geraten, sogleich wieder den alten Weg aufsucht.

Als nun die Hauswirtin eintrat, um sich für die heute erhaltene Monatsmiete zu bedanken, war das gegenseitige Betragen der Frauen ein nicht mit Geld zu bezahlendes Schauspiel. Die Haus-

wirtin machte kriechende Komplimente, entschuldigte sich demütigst, daß sie gestern den Mietzins ein wenig barsch gefordert. „Mein Gott, man muß ja selbst leben, die Kinder kosten so viel —“ und gab dann nochmals ihrer Verehrung durch wiederholtes Glattstreicheln des Kommodenüberzuges Ausdruck.

Therese dagegen benahm sich sehr imposant, wies alle Verehrungsbezeugungen hohnlächelnd zurück und ließ sich erst dann in ein näheres Gespräch ein, als die Hauswirtin auf die Verteuerung der Butter zu sprechen kam, ein Thema, das Therese so zu interessieren schien, daß Edwin erstaunt die Philosophin gar nicht mehr in ihr erkannte. Die Hauswirtin ging; der Thee war bereitet, sie ließ sich neben ihm nieder und beide plauderten über die Kunst. Therese wiederholte nochmals entschieden, daß sie durchaus nicht jedem Maler als Modell dienen würde, vor allen nur den Talentvollen, den Anständigen. Überhaupt wolle sie sich nur als bewegliche Gipsstatue betrachtet wissen. Sie sehe recht wohl, daß sie schön sei — sie hatte etwas von einer Juno — und es entzücke sie, mittels dieser Schönheit einen Künstler zu begeistern und die Kunst zu fördern. Ob dabei der Ruf nicht völlig tadellos bleiben

könne? Sie glaube das, und würde einem Menschen nie mehr erlauben als sie mit dem Auge zu berühren. Alles Niedrige wolle sie von sich ferngehalten wissen; es bereite ihr Freude, sich in griechische Zustände zurückzuträumen und einen Hofstaat von Schönheitsverehrern um sich versammeln zu können, Jeder sei ihr Freund, der sie mit den Augen des Geistes bewundere, sie werde in seinen Werken ihn auf jede Weise zu unterstützen versuchen — nur dürfe keiner mehr verlangen. Es würde ihr durchaus nicht schwer, den Anträgen, die von allen Seiten, oft von berühmten Künstlern an sie ergingen, zu widerstehen; der Kunst auf diese reine, obwohl körperliche Weise zu dienen, sei ihr ein viel zu heiliger Gedanke, als daß sie je den Menschen und ihren Bedürfnissen zu dienen sich herablassen könne. Sie habe schon manchem mit Entrüstung zurufen müssen, er sei nicht wert, daß sie mit ihm verkehre. Um nun in das Wesen der Kunst tiefer einzudringen, habe sie versucht in der Malerei zu dilettieren. Edwin konnte nicht umhin dies Weib zu bewundern. Ihre Begeisterung sich der Kunst zu weihen war keine Affektation, ihr Auge leuchtete während sie sprach, der Kultus, den sie mit ihrem Körper trieb, ward geadelt durch die geistige Kraft, mit der es ge-

schah. Ihm hatte sie bereits für seine Bacchantin gesessen, er empfand als Künstler eine Art von Ehrfurcht vor der lieblichen Majestät ihres Gliederbaues und bewunderte im Stillen die Hoheit, mit welcher sie allen irdischen Anlockungen widerstand. Sie war ein Phänomen. Er hatte von allen seinen Kollegen die strenge Abweisungstheorie Theresens preisen hören; wie aber war sie zu dieser Lebensstellung herabgesunken? Wie ließ sich mit ihrer fast herben Sittlichkeit das Kind dort in der Kammer vereinbaren. Allmählich suchte er das Gespräch auf ihre Lebensschicksale zu lenken und gab ihr zu verstehen, daß, wenn man auch ihren Charakter von höherem Gesichtspunkt aus nicht tadeln würde, sie sich unmöglich in diesem Beruf glücklich fühlen könne.

„Die feinere Moral," sagte er, „wird stets den Kopf schütteln zu Deinem seltsamen Umgang mit Männern. Ein Weib, ein echtes Weib wird Dich, muß Dich fliehen — stille!" unterbrach er sie, als der finstere Schatten, der über ihre Stirn glitt, anzeigte, daß sie Einsprache erheben wollte, „schweige, ich weiß, was Du sagen willst! Komm' nur nicht damit; Du kannst Dich nicht von dem Urteil Deines Geschlechts emanzipieren."

„Warum nicht?" warf sie mit trotziger Be-

tonung hin und neigte den Kopf höhnisch zur Seite.

„Auf das Warum kommt es hierbei nicht an," erwiderte er, „genug, daß es so ist. Ich höre es aus dem Klang Deiner Worte, lese es in Deinem Gesichtsausdruck, daß es so ist. Du fühlst Dich unglücklich."

Diese letztere Bemerkung schlug wie ein Blitzstrahl alle ihre Hochmutsanwandlungen zu Boden. Sie entgegnete nichts, sondern zuckte die Achseln und starrte ausdruckslos in die rauchende Flamme der Lampe. Endlich raffte sie sich aus ihrem apathischen Brüten empor, warf den Theelöffel, den sie in der Hand gehalten, auf den Tisch und sagte trübe lächelnd:

„Wenn ich mich unglücklich fühle, was geht's Dich an! Wer bekümmert sich überhaupt darum? Oder nein! ich wollte sagen, wer fühlt sich nicht unglücklich? fühlst Du Dich etwa glücklich?"

„Keineswegs," sagte Edwin.

„Nun also," meinte sie, „so lasse jeden auf seine Art sich glücklich und unglücklich fühlen. Ich kann Dir versichern, ich fühle mich glücklich, sobald ich abgemalt werde, ich schwelge dann im Rausch des Glückes und wenn mich die Verachtung,

mit welcher mich mein Mitgeschlecht so reichlich bedenkt unglücklich macht — nun —"

„Dich machen," wandte Edwin zaghaft ein, „noch andere Dinge, wie die Verachtung Deines Mitgeschlechts unglücklich."

Er sah zu Boden, sonst hätte er den scheuen Ausdruck in ihren Augen wahrnehmen müssen, den diese Worte in denselben hervorriefen. Edwin fand von jeher eine grausame Lust darin, seinen Mitgeschöpfen ihr Inneres aus der Brust zu reißen und es ihnen alsdann vor die Augen zu halten, dies zu tadeln, jenes zu loben, im ganzen das Meiste zu tadeln und den armen Opfern seiner Kritik zu zeigen, wie sie ihr Leben anders hätten einrichten sollen. Diese Vivisektion war bei ihm zu einer wahren Leidenschaft geworden, zu einer Leidenschaft, die alle seine Freunde fürchteten, die es veranlaßte, daß er überhaupt nur einen sehr kleinen Freundeskreis besaß. Allerdings mischte sich in den Drang, seine Umgebung bis auf den Grund kennen zu lernen, künstlerische Neugier und menschliches Mitleid, aber dies entschuldigte dennoch nicht die Härte, mit welcher er meist die Sonde in die Wunde tauchte, entschuldigte nicht den Trieb, die aufgefundenen kranken Stellen auch dem Leidenden selbst vorzuzeigen. Dieser dämonische Drang

überkam ihn hier Therese gegenüber mit ganzer Heftigkeit.

„Wie glücklich hättest Du," sagte er, da sie noch immer schwieg, „hättest Du an der Seite eines Gatten werden können. Jetzt hast Du Dir das Glück für immer verscherzt."

Mit einem Gemisch von Bedauern und Freude beobachtete der Künstler, welchen Eindruck diese wohlwollende Auseinandersetzung auf Therese machte. Es war, als habe man ihr eine feine Nadel von der Stirne aus durch die Augen bis in die Mundwinkel hinabgestoßen und drehe sie dann behaglich zwischen den Fingern. Edwin empfand wirklich Mitleid mit diesen Zuckungen, die sich plötzlich wieder versteinerten und machte in seinen Bemerkungen rasch einen tröstenden Seitensprung auf sich, indem er hinzufügte, auch er habe sein Glück verscherzt, sie seien beide Stiefkinder Fortunas. Es gelang ihm so gut sich selbst zu bemitleiden, daß ihn auch Therese bemitleiden mußte und da er nun seinen Zustand kurz als den eines unglücklich Liebenden skizzierte, faßte sie vertrauensvoll seine Hand.

„Auch Du," fuhr er alsdann fort, „auch Du hast geliebt, Therese gestehe es! Und vielleicht könntest Du mir keinen besseren Trost gewähren,

als wenn Du mir Deine Lebensschicksale, die jedenfalls kein allzu günstiges Licht auf die Weltordnung werfen, mitteiltest."

Hier irrte er sich jedoch, wenn er glaubte, Therese würde nach der Art alter Jungfern sofort bereit sein, ihre Lebenserfahrungen an den Mann zu bringen; sie schüttelte den Kopf, preßte die Lippen auf einander und wehrte mit einer Handbewegung entschieden jede Mitteilung ab. Nun versuchte er es mit der Angel der Schmeichelei! Er gab ihr zu verstehen, wie er schon, als er sie zum erstenmal gesehen, herausgefunden habe, daß ihre Bildung weit über die ihrer Stellung rage.

„Daß Du Deine Abkunft von guter Familie herleitest," sagte er, „darauf will ich schwören, Dein Körper, Dein Geist werden in diesem Punkte zu Deinen Verrätern, schöne Therese."

Vergebens drang er in sie! Das einzige, was er aus ihr herausbrachte, war, daß sie ihm sagte:

„Du kannst Dich darauf verlassen, wenn ein Mann unglücklich ist, verdient er Mitleid, ein Weib verdient in diesem Falle Prügel."

„So verdienst Du Prügel?" frug er lauernd.

„Ich wollte," sagte sie, „meine Eltern hätten sich, da ich geboren wurde, nicht so schnell aus dem Staube gemacht, um Staub zu werden. Ein

Kind in die Welt zu setzen und sich dann im Grab zu verstecken! Wie egoistisch! Meine Eltern haben vergessen, mir Strafe angedeihen zu lassen, das Schicksal hat später das Versäumte doppelt nachgeholt. Jetzt aber laß mich in Ruhe mit Deiner Examination."

Schließlich da er immer erneuerte Versuche machte, diesen interessanten Charakter zu ergründen, kennen zu lernen, wie ihn die Schule des Lebens zu dem erzogen, was er jetzt war, verbat sie sich aufstehend mit so energischen, fast zurechtweisenden Worten jede Einmischung in ihre Angelegenheiten, daß sich Edwin gezwungen sah aufzubrechen. Er fühlte, daß er zu weit gegangen war — sie hatte ihm in ihrer leidenschaftlichen, rücksichtslosen Weise Dinge gesagt, die ihn beschämten, fast beleidigten. Verlegen lachend griff er nach seinem Hut und warf ihr, schon an der Thüre angekommen, mit jener ihm eigenen, kalten Hitze eine Beurteilung ihres Charakters an den Kopf, die sie sofort zum Schweigen brachte. Er nannte sie, allerdings mit rücksichtsvoller Dämpfung seiner Stimme und in sehr verblümten Redewendungen ein affektiertes Mannweib. Diese Kritik ihres Charakters, weit entfernt sie zu erzürnen, schien ihr vielmehr zu imponieren, sie achtete Edwin

höher, seit sie merkte, daß er auch schroff sein konnte. Sie versuchte diesen Zank ins Lächerliche zu ziehen, bot ihm ein Glas Wasser zur Beruhigung an und sagte, er solle nur noch bleiben, sie sei ihm nicht böse. Kaum hatte er die Wirkung seiner Worte wahrgenommen, so versicherte er sie sofort seiner Achtung und bat, was er eben gesagt, nicht so strenge zu nehmen. Sie nahm ebenfalls den Titel: kalter Egoist, den sie ihm mit derselben andeutungsartigen Symbolik beigelegt, zurück, und man trennte sich händeschüttelnd, lachend und sehr erfrischt durch das kleine Scharmützel.

Unser Freund schritt den dunklen Hausflur entlang, im Geist dieses Weib mit jenem, das er liebte, vergleichend. Schön waren beide, fesselnd beide, aber der weiblicheren Luise gab sein Herz stillschweigend die Palme. Es ist wahr, mit Therese kann man sich besser unterhalten, aber eine Handbewegung der kleinen Doktorsfrau ist mehr wert, als drei Bände Sarkasmen aus Theresens Mund. O Beschränktheit, dachte Edwin, wie süß bist du auf der Stirn des Weibes, du bewegst uns zum Mitleide, während Geist uns das Weib als eine Göttin hinstellt, die weder der Hilfe bedarf, noch der Liebe. Wie angenehm ist's, sich unserem Nächsten überlegen zu fühlen, und wie sehr bin

ich der armen thörichten Doktorsfrau überlegen, und wie sehr erkennt sie dies an. In diesen schönen Betrachtungen störte ihn ein Treppengeländer, das ihm direkt vor die Stirne stieß, als wolle es ihn ermahnen, sich mehr um seinen Weg und weniger um seine Vorzüge zu kümmern. Rings um ihn lagerte sich dicke Schwärze, in einer ägyptischen Grabkammer hätte es unmöglich finsterer sein können. Das unleidliche Gefühl der Unsicherheit überkam ihn, er that ein paar Schritte und merkte dann erst, daß er im Begriff gestanden, die senkrechte Mauer hinaufzuklimmen, er glaubte eine Wand erreicht zu haben und griff ins schwarze Leere. Mühsam tastete er sich zurück, bis er plötzlich unter sich die Hausthür gehen hörte. Die Schritte, die sich ihm nun näherten, riefen die unklare Vorstellung eines Menschen in ihm wach, den er kannte. Die Schritte kamen näher, die Schritte kamen an ihm vorbei, dann verhallten sie gespenstisch in der Ferne. Jetzt ward über ihm im anderen Stockwerk eine Thür geöffnet, ein schwacher Lichtschimmer fiel von oben herab — hörte er nicht die Stimme Theresens? Ja, aber auch die Stimme dessen, der sie besuchte und die jetzt so klangvoll: „Guten Abend“ sagte, drang bekannt an sein Ohr. War das nicht Doktor Hellter? Der Licht=

schimmer verschwand, die Thüre fiel ins Schloß — die beiden Stimmen klangen gedämpft zu dem Lauschenden herab; einzelne Worte waren trotz der Entfernung deutlich hörbar und die Art, wie dieselben energisch hervorgestoßen wurden, ließ kaum einen Zweifel mehr aufkommen — Edwins Freund und Pflegevater befand sich dort oben in Theresens Zimmer. Kaum war ihm dies zur Gewißheit geworden, als ihm das Gespräch, das er vor einigen Tagen mit Luise geführt, bis in seine Einzelheiten wieder deutlich vor der erregten Seele stand, das Gespräch über die Treue der Männer. Arme Frau, wenn du wüßtest, wen dein Gatte besucht! Doch nein! Hellter ist ein Ehrenmann; Therese wird zu seinen Patientinnen gehören. Wenn sie aber nicht zu diesen gehört? setzte der Teil von Edwins Herz hinzu, der verliebt und gerade nicht der gutmütigste Teil war. Und welche Vorteile giebt es seiner Leidenschaft in die Hand, wenn sie nicht zu seinen Patienten gehört, oder wenn er, Edwin, wenigstens im Busen der jungen Frau einen Zweifel über diesen Punkt zurücklassen könnte. Sollte er überhaupt von diesem Besuche ihres Gatten Bericht geben? Doch erforderte es nicht seine Freundespflicht? Nein! Er mußte sich getäuscht haben. Der Mann, der

Therese zu besuchen kam, war ein anderer als Hellter, sollte ein anderer sein.

Wo befand er sich denn? Rings lag es noch schwarz — er hatte soeben so tief in den Irrgängen seines Innern gelesen, daß er kaum mehr wußte, ob er stand, flog oder saß. Doch er stand immer noch im Dunkel des Hausflurs, nahm sich jetzt allen Ernstes vor, den Seelenfrieden Luisens nicht durch die Erzählung dessen, was er gesehen oder doch wenigstens stark vermutete, zu stören — er wußte ja, wie sehr diese Seele an diesem Manne hing, wie gern sich diese Seele in unnütze Grübeleien versenkte, und bei aller Lebensfreudigkeit immer Lust daran fand, sich Sorgen auszumalen. Er nahm sich, als er sich weiter tastete, auf seinem finsteren Wege zum zweitenmale streng vor, verschwiegen zu bleiben. Da aber fiel ihm ein, daß er morgen von Hellters zu einer Fahrt auf dem Starnberger See eingeladen war. Es war ihm, als kitzelte ihn eine Hand an der Fußsohle seines Gemüts; er fühlte, wie er schwerlich dem Reiz widerstehen konnte zu sehen, welchen Eindruck sein Geheimnis auf Luise machen mußte. Zwar verdammte er sofort wieder diese gottlose Neigung und rief sich zu, sein Herz sei so schwarz und so labyrinthisch wie der Hausgang, in dem

er den Ausgang suchte, jedoch mißtraute er sich selbst sehr und war äußerst unzufrieden mit seiner Unentschlossenheit, als er endlich die Straße erreichte.

Hier stand er noch unschlüssig, ob er sich nach Hause verfügen oder ob er noch einen Kameraden aufsuchen sollte. Die Uhr der Ludwigskirche schlug halb Zwölf, die Straße lag einsam im trüben Schimmer der Laternen; es war kalt, ein fröstelnder Drang zum Gähnen wandelte ihn an, als er nun seine elegante Manschette zurecht rückte, an der Halsbinde zupfte und im Innern diesen Modeplunder verwünschte, von dem er sich trotz aller Verachtung nicht trennen mochte. Nein! sagte er sich, du gehst morgen nicht zu Hellters, du machst die Vergnügungsfahrt an den Starnberger See nicht mit; es ist besser du bleibst. Nun erfolgte ein abermaliges Gähnen und dabei stiegen allerlei liebliche Bilder vor seinem Hirn auf — ein schaukelnder Kahn z. B., worin er mit Luise saß, ein verstecktes Plätzchen am Ufer, wo er neben Luise im Grase lag und dergleichen. Noch war er nicht ganz mit sich einig', was er morgen beginnen sollte, als er hinter sich im Haus die Treppe erknarren hörte. Er kommt zurück, dachte unser Freund, eilte rasch im Schatten

der Häuser die Straße hinab, blieb hinter einem Thorpfosten stehen und sah dann auch nicht ganz ohne geheime Freude, wie sich ein Mann in dem bewußten Hauseingang zeigte. War es Hellter? Dies zu entscheiden war Edwin mit Hilfe des Glases fähig, das er nun mit zitternden Händen an die Augen brachte. Wenn ihn das Glas, der Laternenschimmer und seine Augen nicht täuschten, so war das weibliche Wesen, welches jetzt auf den Stufen des Hauseingangs erschien, Therese und die Hand, welche ihr jener große nicht mehr junge Mann hinreichte, es war die Hand Hellters. Horch! Die Stimme Theresens klang gebrochen, wie er sie nie gehört, das Weib ballte ein Taschentuch zusammen und fuhr sich einmal hastig über die Augen, der Mann strich ihr über die Stirne und das: Lebewohl! das er nun aussprach, rief die nächtlichen Echos der Straße wach. Und sieh — Edwins Knie begannen bei dieser Wahrnehmung zu zittern — nun ergriff Therese die Hand jenes Mannes und hatte, ehe er ihr sie heftig entzog, gerade noch Zeit, sie an die Lippen zu führen. Dann eilte der Mann rasch die Straße hinab, das Pflaster hallte noch lang seine Schritte nach, trübselig glommen die Laternen durch den Nebel, schlaftrunken hatten die Häuser mit ihren licht-

losen, dummen Fensteraugen der kleinen Scene zugesehen.

Therese stand eine Weile auf der Treppe, dem in der Dunkelheit Verschwindenden nachsehend. Jetzt schloß sie das Hausthor, das Rasseln und Knirschen des Schlüssels war der einzige Laut, der einen Augenblick hindurch das Brüten der mitternächtigen Stille störte.

Als Edwin den Heimweg antrat, stieg denn doch eine Empfindung des Mitleids in seiner selbstsüchtigen Seele auf, wenn er sich das Bild Luisens vergegenwärtigte und die ebengesehene Scene neben dies Bild hielt. Er ging sehr langsam seiner Wohnung zu und fand das Betragen Hellters gar nicht in Ordnung. Doch störten diese Betrachtungen seinen Schlaf keineswegs für diese Nacht, denn eine Stimme in seinem Innern rief ihm zu: Wir sind allzumal Sünder und Edwin Bauer besitzt ebenfalls neben anderen schönen Talenten auch das Talent, ein klein wenig zu sündigen, wenn es nämlich hübsch in der Stille und recht unbemerkt geschehen kann.

III.

Wir finden Luise am Morgen des folgenden Tages in der Laubhütte des kleinen Gartens mit Zeichnen beschäftigt. Das Kaffeeservice war noch nicht weggetragen, eine leergetrunkene Tasse, die neben der ihrigen stand, deutete an, daß Adolf ihr Gesellschaft geleistet. Das Gewühl der Straße tönte gedämpft herüber; einige Spatzen hüpften von den Stuhllehnen bis an die Tassen, um dort Weckkrümmchen zu naschen; der Herbstwind reißt den letzten Blätterschmuck der Laube unbarmherzig herab und streut ihn nachlässig auf die blumenlosen Beete, während die Sonne vergeblich versucht den leichten Nebelduft zu zerstreuen, der die fernen Häuserwände, Büsche und Statuetten mit einem grauen Spinnweb überzieht. Die kleine Frau jedoch achtete nicht auf ihre Umgebung, sie hält den Bleistift in der Hand und starrte ausdrucklos ins Leere. Ihre Lippen sind fest auf einander gepreßt, als hätten sie einen Wehruf zu unterdrücken, von ihren Wangen fiel das frische Rot, das der Schlaf darauf gelegt, herab; die großen Augen bergen tief in ihrem unergründlichen Dunkel ein seltsames, fremdes Weh. Sie schauen in sich hinein, diese Augen, ein Vorwurf und eine

trübe Enttäuschung glüht in ihnen. Nun hebt Luise die Hand mit unsicherer Langsamkeit zur Stirne; sie schüttelte den Kopf, als wolle sie einen aufsteigenden Gedanken verneinen und sucht sich gewaltsam zu fassen, als die Dienerin kommt das Kaffeegeschirr zu holen. Die Dienerin fragt sie in Bezug auf einen Haushaltungsgegenstand, die Herrin antwortet ihr nicht und als die Dienerin zum zweiten Mal fragt, macht die Herrin eine abwehrende Bewegung, während sie die Lippen zum Sprechen öffnet, ohne daß ein Wort über dieselben dringt.

„Was fehlt Ihnen, gnädige Frau?" fragt das Mädchen, Luise schüttelt den Kopf und da die gutmütige Magd stehen bleibt und sie erschrocken betrachtet, sagt Luise, indem sich eine Thräne nach der andern von ihren Wimpern losringt: „Gehe, liebe Emma, es ist nichts, es ist nichts." Das Mädchen geht und die junge Frau überläßt sich nun ihren Thränen und vermag das krampfhafte Schluchzen, das ihren Busen zuckend erschüttert, nicht zu bändigen. Der lang zurückgepreßte Schmerz macht sich in vollem Maße Luft, sie wirft sich mit dem Haupt auf das Kissen der Gartenbank und so bleibt sie lange, lange liegen.

Der Lärm der Straße nimmt zu mit dem Höhersteigen der Sonne, sie vernimmt es nicht, die Sperlinge hüpfen zudringlicher auf dem Tisch umher, eine Taube gesellt sich zu ihnen, die Tiere fürchten die regungslos Daliegende nicht. — Durch die Straßen Münchens schlich indes eine verstörte scheue Gestalt — Edwin Bauer. Sie wußte alles, sie wußte, wen Adolf gestern Abend besucht, er hatte ihr alles gesagt, was er gesehen, er hatte es ihr gesagt ohne es zu wollen; zu seinem eigenen Entsetzen hatte er plötzlich alles verraten, was er nie verraten wollte und war daraufhin davongeeilt, als hätte er einen Mord begangen. Und hatte er nicht? Als er Luise heute morgen besucht, um die gewöhnliche Zeichenstunde fortzusetzen, hatte er sich in einer seltsam aufgeregten Stimmung befunden, in einer Stimmung, die sich bei seiner an sich kalten Natur durch niedergeschlagene Blicke, hastige Bewegungen und wunderlich hervorsprudelnde Sätze Luft machte. Luise war ihm noch nie so schön vorgekommen als an diesem Morgen, noch nie leuchtete ihm ihr Auge so freundlich. Ein unwiderstehlicher Drang bemächtigte sich seiner, sie einen Blick in die Leidenschaft seines Gemüts werfen zu lassen, mochte daraus entstehen, was da wolle — er war neu=

gierig, was sie wohl thun würde, wenn er seine Liebe andeutungsweise gestünde. Er begann das Gespräch damit, daß er sich über Mangel an Teilnahme bei ihr beklagte. Die Frische des Morgens fachte seinen Mut, um nicht zu sagen Übermut an, er fühlte sich, heißes Kraftbewußtsein rieselte ihm durch die Adern; schließlich redete er sich ein, um die Gewissensbisse zu ertöten, er vollziehe nur an Herrn Hellter eine gerechte Strafe, wenn er ihm die Liebe seiner Frau zu entziehen vermöchte. Luise bewies ihm, daß ihre Teilnahme für ihn eher gewachsen sei. Die Art, wie sie ihm dies zu verstehen gab entflammte seine Tollkühnheit, die sich von keinen Vernunftgründen mehr bändigen ließ, er tastete sich vorsichtig weiter, er rückte damit heraus, daß er, als er sie zum erstenmal gesehen, eine schwärmerische Neigung für sie empfunden habe. Auch darauf ging sie ein, lachte geschmeichelt, kokettierte allerliebst und meinte, sie hätte von dem Dasein dieser Neigung nichts geahnt. Edwins Unternehmungslust wuchs, jedoch befand er sich dabei stets in der Lage eines Siegers, der jeden Augenblick bereit ist, sobald der Feind Widerstand leisten würde, die Flucht zu ergreifen, eine gewisse kalte berechnende Besonnenheit verließ ihn trotz seiner Leidenschaft nie.

Er beobachtete sie, während sie zeichnete angestrengt, seine Wangen, seine Augen glühten, was sie nie gethan und plötzlich, als er im Laufe des Gesprächs ein sehr gewagtes Wort an sie richtete, sah er, wie sich ihre Mienen verdüsterten. Verwirrt wollte er einlenken, machte aber durch eine ungeschickte Wendung die Sache nur schlimmer, schließlich stand sie beleidigt auf und sagte mit trauriger Stimme, sie lerne ihn heute von einer Seite kennen, deren Vorhandensein sie nie geahnt; es thue ihr weh, ihm andeuten zu müssen, daß sie ihm zu solchem Betragen keine Gelegenheit gegeben und daß sie wünsche eine Zeitlang ihn nicht mehr zu sehen. Das war zu viel! Edwin, der in seiner Beklemmung kein andres Rettungsmittel vor sich sah, legte allen seinen Worten einen andern Sinn unter, behauptete, er habe sich nur als freundschaftlicher Warner zeigen wollen, und da sie hierauf sagte, sie verstände ihn nicht, drehte er mit dem Scharfsinn der Verzweiflung das ganze Gespräch auf Hellter, bewies ihr, daß seine Absicht gewesen, ihr zu zeigen, wie verwerflich es sei, wenn ein Ehegatte den andern betrüge und sprang sodann unmotiviert genug auf das über, was er mit eigenen Augen gesehen. Anfänglich empfand er freilich eine Erleichterung dabei, den

Verdacht, er führe Unwürdiges im Sinn von sich abgewälzt haben, als nun Luise weiter fragte, merkte er erst, in welche Sackgasse er sich verrannt. Es blieb ihm nichts übrig, als der Unglücklichen seine Befürchtungen mitzuteilen. Während er nun, um seine trostlose Verwirrung und seine eignen häßlichen Absichten zu bemänteln, über Hellters Lebensweise herfiel und sich in eine maßlose Entrüstung hineinredete, saß Luise sprachlos da. Ihr toter Blick, ihre Leichenblässe, ihre gänzliche Weltvergessenheit verkündeten, was in ihr vorging; diesen Anblick konnte Edwin nicht länger ertragen, er verließ sie mit den Worten, er könne sich ja getäuscht haben, sie möge es nicht so genau nehmen mit dem, was er gesagt.

Luise raffte sich gegen Mittag aus ihrem ohnmachtartigen Zustande empor. Sie vermochte ihre Gedanken nicht zu sammeln, nur die Worte: Landwehrstraße Nr. 12 — tönten in ihrem Ohre wieder, als raunte ihr sie ein bösartiger Kobold unaufhörlich zu. Sie setzte sich in das Zimmer und sah zu, wie die Magd den Tisch deckte, dann stand sie auf und es war ihr, als wollte sie etwas thun, sie hatte es jedoch wieder vergessen. Zufällig stand sie dem Spiegel gegenüber, wer war die Person dort? Sie erkannte sich nicht gleich und als sie

sich erkannte, floh sie entsetzt vor sich selbst. Adolf war in diesen Tagen so überaus zuvorkommend gewesen, ihr war diese Zuvorkommenheit damals kaum aufgefallen, jetzt aber wußte sie, welche Bedeutung sie ihr zu geben hatte. Dann machte sie sich wieder Vorwürfe, sie sähe zu schwarz, sie hege unbegründetes Mißtrauen, das, was sie erfahren, berechtigte sie nicht Verdacht zu schöpfen. Ihr in gutem Sinne beschränkter Geist hing jedoch so sehr an der Seele dieses Mannes, war mit allen seinen Fasern so tief in das Zusammenleben mit ihm eingesenkt und schlug in der ruhigen Häuslichkeit so innige Wurzeln, daß auch die leiseste Berührung diesen Geist zusammenbeben ließ. Vorurteile, die sie einmal gefaßt, waren nicht mehr aus ihrem Gemüte zu jäten. Adolf hatte ihr z. B. schon vor Jahren ihre Furcht vor Mäusen abgewöhnen wollen, mit so schlechtem Erfolg, daß sie jetzt noch in Ohnmacht fiel, wenn sie eine hörte. Der Gedanke, Adolf könne ihr untreu werden, war von jeher das Schreckgespenst ihrer Tage und der Alp ihrer Nächte gewesen; wie bemühte sie sich fortwährend ihn an sich zu fesseln, wie sorgsam wählte sie ihre Kleidung, wie viel Vorsicht wendete sie auf die Küche, wie sehr achtete sie auf Erhaltung ihres Körpers. „Wenn ich nur nicht alt und dick werde,“

hatte sie erst gestern zu einer Freundin gesagt. Dick zu werden war ihr die furchtbarste Strafe, die Gott einer braven Frau schicken konnte, und sie wußte, daß Adolf umfangreiche Frauen nicht leiden mochte. Gestern hatte sie sich die Stirn an der Hängelampe angestoßen, wodurch eine kaum sichtbare blaue Schramme entstand — sie war trostlos über diesen blauen Fleck, den ihr Mann galant ein Vergißmeinnicht nannte und jetzt glaubte sie aus jeder Äußerung Adolfs eine Verhöhnung ihrer „Verunstaltung“ zu vernehmen.

Nun saß sie am Fenster, sah die Straße hinunter, wünschte und fürchtete ebenso sehr Adolf dort um die Ecke biegen zu sehen. Ist er's? Nein! Ich hoffe, er kommt noch nicht. O käme er nie mehr.. Und doch schaute sie wieder nach dem lieben, verhaßten Gesicht aus. Wie die Menschen auf der Straße so teilnahmslos durcheinander liefen. Wissen sie denn gar nichts davon, was ihr geschehen? Dort feilscht ein Milchmann mit einer Magd, dort prügelt ein Fuhrmann seinen Hund — wie ist das alles nur möglich! Wenn sie doch nur eine Seele hätte, der sie ihr Leid mitteilen könnte. Sollte sie das Dienstmädchen zur Vertrauten wählen? Die Welt geht ihren kühlen, ruhigen Gang weiter und von dem, was

in ihr arbeitet, hat weder der Wind, der das Haus umtobt, noch der Spaziergänger, der lachend auf der Straße seine Cigarre an der eines Vorübergehenden anzündet, eine Ahnung. O wie allein wir sind! wie allein. Aber es giebt einen Ort, da sind wir noch mehr allein, ganz einsam sind wir dort, ganz glücklich — aber stille! schleicht euch sachte vorüber, ihr Gedanken, ganz sachte!

Ihre Beklemmung wuchs von Minute zu Minute, immer deutlicher fühlte sie, wie sie nicht mehr ihre Gedanken beherrschte, sondern ihre Gedanken sie beherrschten, und es war ihr oft, wenn sie sich im Zimmer umsah, als rückten die Wände mit feierlicher Langsamkeit auf sie zu, immer enger — immer enger und nun so eng, daß ihr der Atem ausging und sie aufschreien wollte, ohne es zu können. Dann schien es wieder, als irre sie in einem finsteren Labyrinth umher, Nacht, wo sie hinblickte, sich endlos verwirrende Hallen, kein Ausweg, die dicke, schwarze Luft erstickt jeden Ruf, dann wieder klammerte sich ein kaltes Etwas um ihre Schläfen und preßte sie zusammen, daß die Bilder, die im Innern des Kopfes entstanden, heulend und ächzend durcheinander tobten und sich in ein grellfarbiges Gewirr auflösten.

„Nur nicht wahnsinnig werden," murmelte sie

und ergriff, um sich gewaltsam auf andere Gegenstände zu bringen, das Tageblatt. Sie las, ohne zu wissen was sie las, die Buchstaben grinsten sie an, wie dumm das alles dastand, was kümmerte sie jetzt der Bericht über den Preis des Kalbfleisches; sie warf das Blatt von sich und eilte, den Kopf in die Hände gepreßt, im Zimmer auf und ab. Der Schmerz, der ihr das Herz zusammenkrampfte, stieg immer heftiger nach dem Kopf, aber er mußte hinab, er mußte. Manchmal, nachdem sie eine Zeitlang sinnlos vor sich hingebrütet, hatte sie wieder lichtere Augenblicke, in denen sie sich mit verzweifelter Anstrengung die Thatsachen zurecht zu legen suchte. Dann griff sie aus dem sie umwogenden Bildergewirr einige heraus, bemühte sich, dieselben auf ihren Ursprung zurückzuführen, um von da aus einen Plan zu entwerfen, auf welche Art sie ihrem Gatten am besten begegne, ob sie ihn beobachten solle und an welchen Zeichen sie erkennen wolle, daß er schuldig sei. Zwischen all' diesen ungeordneten Entwürfen und Vorstellungen klang es stets wie eine böse Melodie hindurch: bist du nicht schuldiger wie er? Kannst du es ihm verargen, wenn er auf Abwege gerät, da du seine Liebe dir mehr gestohlen, als erworben? Hast du ein Anrecht

auf diese Liebe? Hat er dich überhaupt von Anfang an so lieben können, wie es nötig ist, um auf diese Liebe eine glückliche Ehe zu gründen? „O Mathilde, Mathilde!“ rief dann die Gequälte aus und sank von der Anstrengung des unaufhörlich folternden Nachgrübelns ermattet auf einen Stuhl, um sich jenem dumpfen, gestaltlosen Schmerz zu überlassen, der nicht mehr drückt. Aus diesem Zustand weckte sie endlich gegen 3 Uhr nachmittags die Hausglocke. Adolf kam gewöhnlich um diese Zeit, sein Mittagsmahl einzunehmen, sich darauf eine Stunde Schlaf zu gönnen und gegen halb Fünf seine Sprechstunde zu eröffnen. Heute lag über seinem Antlitz ein Schatten.

Als er in das Zimmer trat, in welchem Luise saß, sagte er kaum guten Tag, verfügte sich an den Tisch und aß schweigend, während Luise regungslos auf ihrem Stuhle blieb. Der Kutscher erzählte draußen der Magd, daß der Arzt soeben das Sterbebett eines Patienten verlassen, den am Leben zu erhalten er sich schon seit Monaten die liebevollste Mühe gegeben. Der Tote, ein niederer Beamter, hinterließ Frau und Kind; das Elend der Familie war groß, und Hellter, den ein Sterbefall unter seinen Patienten stets niederdrückte, empfand bei dieser Gelegenheit einen fühlbareren

Schmerz als je. Auch die Art, wie der Mann starb, gab ihm zu denken; der Kranke hatte nämlich mit der Hand genau die Fortschritte bezeichnet, welche der Tod an seinem Körper machte, die Hand war langsam bis an die Augen vorgerückt — Hellter hörte noch den Sterbenden das Wort: jetzt! flüstern und sah die Hand auf die Brust herabsinken. Begreiflicherweise konnte sich das erregte Gemüt des Arztes noch nicht ganz in der Wirklichkeit zurecht finden; seine Gedanken berücksichtigten in der tragischen Richtung, die sie erhalten, nicht die Gedanken anderer, sie sogen sich aus der Betrachtung der Nichtigkeit und Flüchtigkeit des Erdenlebens traurige Nahrung; er saß mit gerunzelter Stirne an seinem Tisch und erwartete ein liebevolles Entgegenkommen, ein Trostwort von seiner Gattin. Als dies Wort nicht kam, erzählte er die eben erlebte Sterbescene auf eine Weise, die sein Bedürfnis nach herzlicher Mitteilung deutlich durchschimmern ließ und als auch hierauf kein Zeichen von Teilnahme folgte, schob er den Teller zurück, warf die Gabel hin und dachte bei sich: sie ist doch gar zu kindisch, sie hat mich nie verstanden! Ärgerlich erhob er sich im Glauben, sie würde ihn zum Weiteressen auffordern. Ihr beständiges Schweigen setzte er

nun in Kontrast mit seinem tief erschütterten Innern; sein ganzer Haushalt kam ihm kleinlich, erbärmlich vor, es überfiel ihn geradezu ein Gefühl von Ingrimm, als er sie so teilnamlos dasitzen sah. Noch hielt er indes an sich.

„Wenn Du gesehen hättest, wie der Mann die Augen schloß,“ sagte er sehr ernst, Du würdest empfinden können, was ich empfand.“

Sie sah ihn starr, verwundert, furchtsam an, erhob sich langsam und legte die zitternde Hand auf die Thürklinke.

„Du willst gehen,“ entfuhr es ihm nun heftig, „jetzt, wo ich Deiner —“ am nötigsten bedürfte, wollte er hinzufügen, verschluckte jedoch die Fortsetzung, dieser Kälte gegenüber sich seiner Gefühlsergießung schämend.

„Ich — ich will gehen,“ stammelte Luise, „ich — ich bin, glaube ich — krank —.“ Hellter bemerkte nicht, daß sie mit den Thränen kämpfte, ihm erschien dieses Vorschützen von Kranksein als eine gemütslose Laune.

Sein Zorn wuchs, er hätte gute Lust gehabt, ihr das Gehen zu verbieten, sie bemerkte an dem Rotwerden seiner Stirne, daß es in ihm kochte. „Ich bin ihm zur Last,“ sagte sich ihr wundes Herz, und dieses Selbstgeständnis veranlaßte, daß

ihr Haupt auf ihre Brust herabsank, ihre Hände sich zuckend falteten, und sie einen Augenblick hindurch in demütiger Sklavenstellung an der Thür lehnte. Adolf hatte sich abgewandt.

„So gehe!“ preßte er mit halb verächtlichem, halb grimmigem Ton heraus, warf sich auf das Sofa und bemitleidete sich selbst. Luise war gegangen mit der bitteren Überzeugung, daß sie gänzlich aus dem Herzen ihres Gatten verdrängt worden sei. Sie schlich in das Schlafgemach, und als sie bemerkte, daß darin noch mancherlei zu ordnen war, beeilte sie sich mit einer krankhaften Lebhaftigkeit, die Wäsche zurecht zu legen, die Betten glatt zu streichen, Kämme, Toilettegegenstände zu säubern. Ja selbst die Bilder rückte sie an den Wänden, und dies that sie alles, ohne recht zu wissen was sie that, mit einem beständigen Weinkrampf im Halse, mit einem Gefühl überreizter, gesuchter Demut, als wollte sie ihrem Adolf, der sie doch gar nicht sah, beweisen, wie treu ergeben sie stets für ihn gesorgt, ja noch sorge, wie sie seine Handlungsweise nicht verdient. Einmal kam er herüber, um sich die Haare zu bürsten; ihr erhitztes Gesicht, ihr zweckloses Hin- und Hereilen, ihr geschäftiges Reinigen von Gegenständen, die längst gereinigt waren, fiel ihm auf

und besänftigte seinen Unmut. Er wollte sich ihr nähern, sie an der Hand fassen, um sich freundliche Auskunft über ihr seltsames Benehmen zu holen; sie jedoch schrak vor seiner Berührung zusammen, ein Schütteln überlief sie, als habe man eine starkerregende Essenz auf ihre Nerven wirken lassen. Er frug, was dies zu bedeuten habe, konnte jedoch nicht weiter in sie dringen, da ihm die Glocke verkündigte, daß sich sein Sprechzimmer mit Ratsuchenden zu füllen begann. Ihr Ausweichen, das er anfänglich für die Nachwirkung des kleinen Wortwechsels hielt, hatte überdies seinen Groll von neuem vermehrt, er verließ sie unwilligen Schrittes, während sie ihm mit ausdruckslosen, weitaufgerissenen Augen nachstarrte.

Nach einiger Zeit ward an ihre Thür geklopft, sie rief: Herein! und mit niedergeschlagenem Blick und sehr blasser Gesichtsfarbe schlüpfte Edwin über die Schwelle. Er habe noch einmal kommen wollen, ihr seine Reue an den Tag zu legen. Seine unbedachte Äußerung habe ihm keine Ruhe zu Hause gelassen, sie möge sich doch beruhigen, um Gotteswillen aber ihrem Gatten nichts von dieser Angelegenheit mitteilen; Thränen traten ihm in die Augen, als er sah, welches Unheil er angerichtet; Luisens verworrene Redensarten und unstäte Blicke

brachten ihn zur Verzweiflung und er ging mit sich zu Rat, ob es nicht besser sei, er melde seinem väterlichen Freunde schriftlich auf das Ausführlichste, was sich zugetragen, bäte um seine Verzeihung, oder nähme seinen abweisenden Zorn als gerechte Strafe hin.

Klugerweise begann er mit dem Versuch, das Gift, das er in dies Herz geträufelt, durch ein Gegengift zu besiegen, dies bestand in der Andeutung, daß er selbst ein verleumdrischer Schurke sei, daß er heute Morgen überdies nicht zurechnungsfähig gewesen, da er mit Kameraden die Nacht durchschwärmt habe. Wirklich gelang es dem Maler, die junge Frau in gewissem Sinne zu beruhigen. Er brachte es nach langen, umständlichen Auseinandersetzungen dahin, ihr Mißtrauen ein wenig zu zerstreuen, sie gab der Ansicht Raum, es könne ein Irrtum vorliegen, vielleicht sei er nicht so schuldig, wie es den Anschein hatte.

„Ist sie schön?“ war übrigens die unaufhörliche Frage Luisens, sobald beide auf die Nebenbuhlerin zu sprechen kamen, welche Frage Edwin natürlich stets mit einem entschiedenen: Nein! beantwortete. „Er kann sie nicht lieben,“ rief der Maler, und dies war die zweite Dosis Gegengift,

die er in Anwendung brachte, „er liebt sie gewiß nicht, wohl aber läßt sich die Scene, die ich gesehen, dadurch erklären, daß man einfach annimmt, diese emanzipierte Person liebe umgekehrt ihn. Und ich erinnere mich, daß sie mir einmal dergleichen zu verstehen gab."

Natürlich verdankte dieser letzte Beisatz seine Entstehung völlig der Erfindungskraft des Malers, Luise griff jedoch begierig nach diesem Strohhalm, entschuldigte ihren Gatten sogleich, verteidigte ihn und benahm sich ganz wie ein leichtgläubiges Kind, das, wenn es sich verletzt, aufhört zu weinen, sobald man ihm ein Zuckerplätzchen vorhält und es zu zerstreuen weiß.

„Nicht wahr?" sagte sie schluchzend, „er kann ganz unschuldig sein, wenn sie seine Patientin ist, muß er doch freundlich mit ihr verkehren, und vielleicht ist sie geisteskrank, das arme Geschöpf, und warum soll er ihr nicht gefallen? Gewiß, sie hat ihn zum Kusse gezwungen."

Als Edwin die junge Frau verließ, nahm er wenigstens die Beruhigung mit, daß ihre Seele wieder der vernünftigen Überlegung fähig sei. In Luisens verfinsterte Brust hatten die schwachen Beweise Edwins einen ganzen Lichtstrom von Zuversicht und Hoffnung ergossen. Auf einmal war

es ihr wieder leicht, die Luft schien ihr mit Rosendüften getränkt, das Leben lag wieder sonnenbeglänzt vor ihr da, die Trauerflöre, die es eben noch bedeckt, waren von seinen blühenden Früchten und farbigen Bergen genommen. „Er liebt mich doch,“ sagte sie sich, „wie könnte es anders sein; wie habe ich nur atmen und leben können, als ich wähnte, seine Liebe gehöre einer anderen.“ Sie lächelte und sang vor sich hin; die Menschen auf der Straße kamen ihr plötzlich vor, als wären alle ihre Brüder, sie hätte jeden umarmen mögen, selbst den schmutzigen Gassenkehrer, und sie war versucht hinauszueilen und dort dem dicken Spaziergänger, der so mißlaunig einherschlenderte, zuzurufen: „Freue dich doch, er liebt mich ja!“

Graue Wolken überdeckten den Himmel, sie aber sah die Sonne doch und die Sterne dazu und sie eilte in die Küche und war sehr liebreich gegen das Mädchen und sagte ihr, es solle sich anziehen, um sich einen freien Nachmittag zu machen. Die Sprechstunde war beendet. Adolf kam langsam herüber in das Wohnzimmer. Ach, mit welchem Herzklopfen hörte sie seine nahenden Schritte, und als er eintrat, ernst. still, Thatkraft in jeder Bewegung, wie lag ihr das Wort: verzeihe mir! brennend auf der Zunge, sie wandte

sich bebend von ihm ab und mußte sich sehr zusammennehmen, um ihn nicht schluchzend zu umarmen. Aber nein! er durfte nicht wissen, welch' schändlichem Argwohn sie in ihrem Busen Raum gegeben, auch war er so schweigsam, so unnahbar. Stehend trank er seinen Kaffee, durchflog hastig die Zeitung und spielte mit einem Briefe, den er in Händen hielt. Als sein Blick zufällig auf diesen Brief fiel, schien er zu erschrecken, sah sich verwirrt im Gemach um und schob ihn rasch in die Tasche seines Mantels. Sie betrachtete den Lesenden und bemerkte, daß er nicht las, daß seine Blicke die Buchstaben nur streiften, daß er ihr etwas sagen wollte und es nicht über sich gewinnen konnte, es auszusprechen. Nun rückte er ungeduldig auf seinem Stuhle. Sollte sie ihm zu Hilfe kommen? Sie hätte es so gerne gethan und doch fürchtete sie sich vor ihm. Ihr war sein Erbleichen nicht entgangen, als er den Brief so hastig in die Tasche schob; seltsamerweise hielt sie auch dieser Grund zurück, zutraulich zu sein. Und doch zitterte ihr ganzes Innere in Liebe zu ihm. Eben hatte sie sich gewaltsam gefaßt, hatte einen Schritt auf ihn zu gemacht, um ihm die Hand über den Tisch zu reichen, als er aufstand, ihre Blicke trafen sich, sie schlug die ihren nieder, schlug

sie wieder auf und er lächelte. Ihr war es zu Mut, wie in jenem seligen Augenblicke, da er sie zum erstenmal geküßt, draußen am Waldsaum im Monat Mai; als er ihr nun mit der Hand über die Stirn fuhr, erwartete sie von ihm, dem Wiedergewonnenen, ein schönes bedeutendes Wort, ein seelenerfrischendes Wort, wie er es in zärtlichen Stunden so gut geben konnte. Indessen begnügte er sich zu fragen, ob sie noch immer das kleine Trotzköpfchen von siebzehn Jahren spielen wolle? Spielen? Sie? Spielen? der es so bitter Ernst gewesen mit ihrem Schmerz? Sie war einigermaßen bekümmert, ihn also sprechen zu hören und lispelte verschämt wie eine junge Braut:

„Hast Du mir nichts Besseres zu sagen, Adolf?" O wie gerne sie ihre Arme um ihn geschlungen, es war ihr, als zöge sie eine süße Trunkenheit an seine Brust. Er nahm eine Cigarre aus seinem Etuis und griff nach dem Feuerzeug auf dem Tische.

„Ich habe Dich recht lieb," sagte er, „nur mußt Du nicht immer das launische Kind spielen. Das Leben ist zu ernst hierzu; eine Frau soll mit ihrem Manne, wenn es ihm ernst zu Mut ist, auch ernst zu sein verstehen. Und nun leb wohl!"

Das war eine etwas kühle Anrede, sie hatte

sie sich anders gedacht, war jedoch zufrieden und flüsterte: „Ich will jetzt anders werden."

„Wir wollen's hoffen," entgegnete er und ging.

Auf welche Art konnte sie sich wohl am besten mit ihm versöhnen? Sie sann lange darüber nach, allerlei seltsame Pläne tauchten in ihr auf; sie wollte für ihn in der Kirche beten, oder sollte sie ihn mit einem Geschenk überraschen? ihm seinen Lieblingspudding kochen zum Nachtessen? Ein Stückchen auf dem Klavier einüben, oder eine Zeichnung liefern? Irgend etwas mußte geschehen, er brauchte es gar nicht zu wissen, daß sie sich mit ihm versöhnt, sie wollte ihn um Verzeihung bitten ganz für sich, ganz verschwiegen. Sein Wagen rasselte davon, sie stand noch immer und lauschte. Ein Bedürfnis, sich in sein Allerheiligstes, sein Studierzimmer zu stehlen, um dort die feierliche Stimmung, die sie überkommen, zu erhöhen, überdrang sie; das wäre doch die rechte Hauskapelle, um für ihn zu beten, dort weilt ja sein Geist in tausend Gegenständen. Eigentlich war ihr der Eintritt in dies Gemach verboten, wie klopfte ihr das kleine Herz, als sie nun die Portiere zurückschlug, als es nun vor ihr lag, das große, ernste Gemach mit den düsteren Fenstervorhängen; die Wände waren bis an die Decke

mit Büchern besetzt, wie mürrisch schauten die schweren Einbände auf sie herab, als wollten sie sagen: du verstehst uns nicht, mit dir haben wir nichts zu schaffen. Vor dem Schreibpulte lag ein Bärenfell, von ihrer Hand garniert, der Sessel war hinweggerückt; von dem Schreibpulte, der mit Papier bedeckt war, nickte der Gipskopf Humboldts herab. Sie setzte sich in den Sessel und während sie den feinen Tabaksduft, der diesen Raum bläulich erfüllte, mit Behagen einatmete, mußte sie sich sagen, daß sie sich noch nie in der Kirche so andächtig gestimmt gefühlt wie hier; es war, als predigten Tische, Stühle, Federn, kurz als predigte das ganze Zimmer unhörbar von ihm, von seiner Rechtschaffenheit, seiner Menschenliebe, seiner Treue.

O schöne Ehrfurcht des Weibes vor der männlichen Geisteskraft! Sie wagte kaum das Tintenfaß zu berühren, aus dessen geheimnisvoller Schwärze seine Ideen flossen — dort an der Wand sah sie das Buch über das Nervensystem der Menschen, welches ihr Gatte verfaßt, und das allgemein gelobt wurde — wenigstens in ihren Augen konnte es nicht anders als unsterblich sein. Ach! er bekümmerte sich viel um Nervensysteme, die ihn nichts angingen! Wenn er doch auch dem ihrigen

manchmal mehr Beachtung schenken wollte! Aber so oft sie ihm klagte, hatte das nichts zu bedeuten, beruhte auf Einbildung! Wie stolz sie war, einem solchen Manne der Wissenschaft anzugehören! mit welcher Achtung sie die Illustration betrachtete, die vor ihr auf dem Tische lag, obgleich ihr der aufgeschnittene Körper, den die Tafel zeigte, wie eine Landkarte vorkam.

Gott! wie gelehrt er ist; er kennt die Namen all dieser Fäden und Hügel — nein! wie konnte sie einem solchen Mann, dessen Geist über den tiefsten Rätseln des Menschendaseins brütete, wie konnte sie einem solchen Geist fade Liebeleien zutrauen! Ja, wie kann sie einem solchen Geiste, der auf der Erde kaum zu Hause zu sein scheint, zumuten, selbst ihr gegenüber sich immer von der zärtlichen Seite zu zeigen, er hat das Recht schroff, ablehnend zu sein, genug, wenn sie ihn anbeten, ihm dienstbar sein darf!

Und hier, was sitzt denn hier in Spiritus? Sie wußte es nicht, der Gegenstand sah ganz abscheulich grüngelb, sehr ekelhaft aus; aber desto mehr bewunderte sie den Gatten, der den Gegenstand jedenfalls kannte. Dort hinter dem roten Vorhang, wußte sie, stand ein vollständiges Gerippe, aber sie mochte nicht hinsehen; da sie noch

seine Braut war, hatte sie ihn oft gebeten die Knochengestalt aus dem Hause zu werfen. „Ich will,“ hatte sie gesagt, „nicht jeden Tag daran erinnert werden, daß ich ein solches Gestell mit mir herumtrage.“ Jetzt aber — wie verächtlich sah sie auf jene Zeit zurück, jetzt wußte sie ja, wie kindisch sie gewesen, und daß sie ernst werden mußte, ernst wie er es war. Nein, er brauchte gar nicht zu wissen, was sie für ihn that, hätte sie ihn doch unsichtbar umschweben können. O, wie ich nun für ihn sorgen will, dachte sie, zu dem gutmütigen Humboldt aufblickend, wie ich mich ganz seinem Wohle widmen will. Es war allmählich dunkel geworden in dem Gemach, dunkel und kalt; der Herbst beginnt früh in München. Ein wenig Feuer, sagte sie sich, wird ihm angenehm sein, wenn er nach Hause kommt, der Winter macht sich bereits bemerkbar.

Sie ließ Kohlen bringen und als das Mädchen Anstalten machte den Ofen zu reinigen, um die Tannäpfel hinein zu legen, sagte ihr Luise, sie selbst wolle einfeuern. Es bereitete ihr ein so angenehmes, hausfräuliches Gefühl, ihn selbst mit Wärme umgeben zu können. Auf dem Tische lagen die Schnitzel eines zerrissenen Briefes, sie sammelte sie, um die Tannäpfel damit zu ent=

zünden, wobei es ihr auffiel, daß im Winkel eines dieser Zettel gerade noch das Wort „Fräulein“ zu lesen war. Er mußte den Brief erst kürzlich geschrieben und zerrissen haben — halt! erinnerte sie sich nicht, daß sie ein Schreiben in seinen Händen gesehen? Doch warum fiel ihr das jetzt ein? Sie öffnete die Ofenthür, legte mit zierlichen Fingern die Papierzettel unter die aufgehäuften Tannäpfel und hatte eben das brennende Schwefelholz mit diesem Material in Berührung gebracht, als es ihr schien, wie wenn aus dem hintersten Dunkel des Ofens ein größeres, weißes Papierstück hervorleuchte. Rasch fingen die Tannzapfen Feuer, ihr Licht erhellte sogleich den ganzen Raum, richtig, dort lag ein beschriebenes Papier. Sollte sie es brennen lassen? Ein plötzliches Angstgefühl benahm ihr den Atem. Sie wußte nicht was sie that, als sie rasch mit der Hand durch die Flamme fuhr und das bereits glimmende Papier hervorzog. Kaum hatte sie einen Blick auf das beschriebene Blatt geworfen, als sie erbleichte, sich langsam erhob, nach dem Schreibtisch wankte und, mit der Hand das zitternde Haupt stützend, sich über das gerettete Papier beugte. O hätte sie es verbrennen lassen. Sie las mit glühenden, trocknen Augen; die halbverwischten

zerknitterten Buchstaben bekamen Inhalt, sie entzifferte mit krampfhafter Anstrengung die undeutlichen Worte und sank dann in den Sessel zurück, während ihre Arme herabfielen, als habe man sie von den Schultern getrennt.

Also doch! — Es ist Wahrheit! Ihr Auge rollte irr an der Zimmerdecke hin, das Fieber, das sie verscheucht hatte, kehrte wieder, kehrte stürmischer wieder als zuvor, nur daß es jetzt einem kalten Fieber glich, nur daß sie jetzt größerer Fassung fähig war. Stille war es in ihr geworden, ganz stille, so stille wie in dem Zimmer, die einzelnen Blutstropfen ihrer Adern schienen zu Eis erkaltet; sie hörte jeden ihrer Gedanken kommen und gehen, eine beängstigende Klarheit herrschte in ihrem Gehirn, eine unheimliche Spannkraft zwang sie unaufhörlich zu denken, und das Gedachte schwebte so leicht an ihr vorüber, es war ihr manchmal, als ob sie hätte lächeln sollen, aber es war ihr doch gar nicht zum Lachen, es war doch so traurig, warum fühlte sie aber den Drang zu lachen?

„— Fräulein — ich kann Sie nicht mehr sehen — die Ruhe meines Gemüts darf nicht länger auf die harte Probe gestellt werden — vor meinem Weibe könnte ich dies Geheimnis

auf die Dauer nicht länger wahren — mein Ruf -- Ihr Ruf — der meines Weibes — ich verlange das von Ihnen — nur Ihre schleunigste Abreise — wenn Sie mich achten und lieben — meine Unterstützung soll Ihnen niemals fehlen — —"

Diese abgerissenen Sätze waren ungefähr alles, was Luise entziffern konnte, aber es war ihr genug, um die Zwischenräume auszufüllen, der Schmerz erhöhte überdies ihren Scharfsinn. Es war deutlich erkennbar, wie schwer es ihm gefallen, diesen Brief abzufassen, die Worte waren oft wieder ausgestrichen, das Ganze schien ohne Zusammenhang, die Papierschnitzel ließen erraten, daß er mehrere Briefe angefangen, ehe er den rechten Ton gefunden und daß er diesen Unvollendeten zusammengeballt in den Ofen geworfen. Luise wunderte sich selbst ob ihrer Kälte, mit der sie die Sachlage überblickte. Eine tiefe Gleichgültigkeit gegen alles, was sie umgab, war ihr so zu sagen ins Blut gedrungen. Daß sie unglücklich geworden, fühlte sie gar nicht mehr, sie war es eben, es schien ihr, als sei sie überhaupt von jeher unglücklich gewesen.

Langsam stand sie auf, ging in ihre Zimmer und machte sich zum Ausgehen fertig. Welche

Sorgfalt sie heute auf ihren Anzug verwendete, sie bemerkte es selbst und murmelte beständig Landwehrstraße Nr. 12 — Landwehrstraße Nr. 12 — Nr. 12 — vor sich hin, als verwehre ihr die Hausnummer an etwas anderes zu denken. Und sie dachte auch an nichts anderes; eine verzehrende Ungeduld hatte sie erfaßt, die Person von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, um deretwillen Adolf so viel Briefpapier verschrieb, die Reize kennen zu lernen, die seine Gemütsruhe zu bedrohen anfingen. Sie mußte sich Gewißheit verschaffen über das Verhältnis, das Adolf hinter ihrem Rücken, wie es schien, unterhalten; sie wollte um jeden Preis endlich hell sehen in der Nacht, die sie umgab, wenn auch der, den sie bis dahin als einen Halbgott verehrt, sich in der abschreckendsten Menschengestalt, allen Glanzes entkleidet, ihrem Auge zeigen sollte. Und als sie nun das Haus verließ, als die kalte Herbstluft ihr in die Stirne schnitt und der feine mit Schnee gemischte Regen ihr in den Lidern brannte, empfand sie, wie eine eigentümliche Entschlossenheit ihre Nerven spannte. Was lag ihr noch an der Welt, am Leben, wenn er für sie nicht mehr vorhanden war? Nun wenn er ihr Weh zufügte, sie in ihrer Schwäche vermochte vielleicht auch ihm Thränen

zu entlocken, Thränen der Reue wenigstens. Doch fort, immer fort bis ans Ende der Welt.

Die Laternen wurden gerade angezündet, als sie über die Straße eilte, das Pflaster war schlüpfrig, wie ein schmutziger Spiegel, Lichter und Menschen spiegelten sich verzerrt darin, die Massen quollen wie Wolken vor dem getrübten Auge der Unglücklichen vorüber. Sie dachte nichts mehr. — Als sie nach einer halben Stunde die Augen wieder aufschlug, bemerkte sie, daß sie den Weg verfehlt, einen anderen Stadtteil durcheilt hatte; die Häuser lagen bereits hinter ihr, unförmige, schwarze Kolosse; vor ihr dehnte sich die weite, öde Ebene, der Wind wimmerte durch die feuchten Gräser und trieb graue, den Mond verhüllende Wolkenballen vom äußersten Saum des Feldes herein. Sie mußte ihren Hut halten, der Wind schien ihr die Kleider vom Leibe reißen zu wollen, der Regen schüttete oft seine ganze Ladung rauschend über sie hin. Fern ragten Telegraphenstangen in die Nacht empor, und manchmal toste der Sturm so aufmunternd und lachte höhnisch und brummte dann wieder zürnend: warum zauderst du? So stand sie fröstelnd, das bleiche Gesicht in die weite Leere gerichtet, als suche sie von dort her ihr Heil. Wie ihre Unterlippe zitterte, wie sich ihr dunkles

Auge mit Thränen füllte. Die Welt verlassen! O, es ist doch schwer. Und häßlich daliegen, verschrumpft, ein Greuel jedem, der es sieht. Horch! der entfernte Pfiff einer Lokomotive durchzog die Luft, überschrie heiser den Sturm. Wenn sie sich eilte, konnte sie noch dort den glühenden Punkt erreichen, der näher, immer näher heranrückte. Und wenn man sie ihm heute Nacht noch zerfleischt, furchtbar entstellt in die Wohnung brachte, wenn er sie daliegen sah, kalt, blutig, die er in den Tod getrieben, war das kein Triumph? Wenn er verzweiflungsvoll die Hände rang, ja sie würde dann selbst im Tod seinen Schrei vernehmen, sein Jammern: wie hat sie mich geliebt, wie habe ich diese Liebe schnöde betrogen. Und wenn sie dann begraben war, wenn er vom Friedhof nach Hause schwankte, die Zimmer einsam, kalt und verdrossen ihn umgähnten, Blumenkränze und Trauerflore auf den Stühlen lagen, und ihre Kleider, die sie getragen, wenn er sie im Schranke hängen sah, ihr Bett, ihr Nähzeug, ihren Kanarienvogel sah, welche Qual für ihn! wie erinnerte ihn alles an sie, wie mußte er seine Untreue verfluchen. Und ihr kleines Kreuz auf dem Friedhof, würde er es wohl oft besuchen? Könnte er sie vergessen? Würde er eine andere heiraten, die andere, die

er jetzt schon mehr liebte als sie? Und dann? ja dann würde sich ihr Grabhügel mit Unkraut überziehen, auf den morschen Armen des Kreuzes würde die Nachtigall ihr Lied singen und nur der Wind kam noch, die verwelkten Grabrosen zu besuchen.

Langsam, fast feierlich bewegte sich der Zug über die Ebene, der Stadt entgegen, dumpf drang sein Rollen herüber; die kleine Frau stand regungslos, bis er vorbei gerauscht war, dann wandte sie sich wieder der Stadt entgegen. Bald stand sie vor dem Hause Landwehrstraße Nr. 12. Einen Augenblick besann sie sich, dann schritt sie in den Hof, die Stiegen empor und befand sich jetzt auf der dunklen Hausflur, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollte, da ihr auch der Name der Unbekannten, die sie besuchen wollte, unbekannt war. Sie drückte sich in eine Nische und wartete in einem eigenen Zustand der Schlaftrunkenheit, sie hätte ebenso gut träumen können. Sie hörte wie im Halbschlaf die Regentropfen in die Dachkandel rieseln, sie hörte die abgebrochenen Akkorde eines Klaviers, vom Nebenhause herüber drang das gleichmäßige Klingen einer Schmiedewerkstatt, die Augen fielen ihr zu. Nach nicht sehr langer Zeit öffnete sich ihr gegenüber eine Thüre, aus

welcher ein heller Lichtstrom quoll; Luise schrak zurück, tastete an der Wand hin und her und fühlte, daß hinter ihr eine Thür nachgab. Leise schlüpfte sie in das Gemach, zog die Thür bei und konnte von hier aus, ohne bemerkt zu werden, deutlich wahrnehmen, was ihr gegenüber vorging.

Sie nahm es wahr, aber es erregte kaum ihre Neugier, das Bild, das sich ihr in dem geöffneten Zimmer bot. Auf einem geschlossenen Koffer saß ein Weib, ein schlafendes Kind im Arm haltend, auf dem Boden stand eine trübe Kerze nnd beleuchtete blaufahl ihr schönes, thränenfeuchtes Gesicht von unten. Vor diesem Weibe stand ein schwarzgekleideter Herr, er hielt mit der einen Hand die Thüre offen, den Kopf hatte er zu der Sitzenden herabgeneigt. Dieser Herr mit dem schönen, bartumrahmten Haupt war Doktor Hellter.

„Ich wollte Dir schreiben," sagte er, einen Brief aus der Tasche ziehend und ihn über die Kerze haltend, bis er verkohlt war. „Ich wollte Dir schreiben, Mathilde, doch später schien mir's besser, Dir meine Bitte mündlich vorzutragen. O wie schön, wie edel es von Dir ist, daß Du meiner nur halb ausgesprochenen Bitte entgegenkamst. Aber Du selbst siehst ein, daß wir nicht in einer Stadt zusammenleben dürfen."

„Ich sehe es ein, Adolf," sagte das Weib mit weicher Stimme, wie begeistert zu dem vor ihr Stehenden aufschauend. Sie griff nach seiner Hand, führte sie an die Lippen und weinte dann heiße Thränen darauf, bezwang jedoch diesen Schmerzanfall und küßte nur wiederholt die Hand, ohne zu weinen. Hellters Haupt senkte sich tiefer herab, immer tiefer, er stand gebeugt, wie von sanfter Wehmut überrieselt, seine Augen waren weit aus den Lidern getreten und leuchteten feucht auf die Weinende herab. Horch! was regte sich auf dem Hausflur? War es ein Schrei? Nein, es wird der Wind gewesen sein, er rüttelte an den Fenstern, die blaue Kerze flackerte ersterbend auf, gespenstisch bewegten sich die Schatten an den Wänden.

„Es ist nun einmal nicht anders," sprach er leise vor sich hin, „wir müssen uns zu fassen suchen, Mathilde. Das Schicksal ist ein Tyrann, Klagen und Thränen sind unnütz."

Wiederum war nur der Wind hörbar und der Regen; beide schienen in ein beklommenes Schweigen versunken.

„Und —" brachte das Weib endlich mühsam über die Lippen, „und liebt sie Dich sehr —? so wie Du es verdienst?"

Da er schwieg, fuhr sie heftiger werdend fort:

„Nein, niemand hätte Dich so lieben können wie ich, das weiß Gott.“

„Verzeihe ihr, Mathilde, wie ich es thue,“ flüsterte der Arzt, die Augenlider schließend, zwischen welchen es seltsam glänzte. „Luise ist —“ nun! warum darüber sprechen — wie der Himmel sie schuf, so muß ich sie hinnehmen. Freilich — ein Weib zu finden, das uns versteht, ein ernstes, denkendes Weib zu finden — wie wenigen wird das Glück zu teil. Ich schmähe Luise nicht, ich denke nur manchmal —“ ein unsäglich trauriger Ausdruck glitt über seine Züge, wer auf ein verlorenes Leben zurückblickt, sieht so.

„Was denkst Du, Lieber,“ fuhr die Sitzende fort, da er eine Pause machte, „sprich weiter — nicht wahr, Du denkst — die Jugendzeit —“

„Still davon!“ unterbrach sie Hellter mit veränderter Stimme. „Wir müssen es tragen. Hörst Du! der Wagen fährt vor. Du hast meine Adresse. Sobald Du mich nötig hast, zögere keinen Augenblick mir zu schreiben.“

Sie erhob sich. Noch einmal kam es über sie wie mit Sturmesgewalt; es zuckte in allen ihren Gesichtsmuskeln: aber sie beherrschte sich, sie fiel ihm noch einmal um den Hals, riß sich los, raffte mit wunderlicher Hast Mantel, Schirm

und Reisetasche zusammen und stand so, das Kind, welches zu schreien anfing, beruhigend im Zimmer, bis zwei Männer eintraten, um den Koffer hinauszutragen. Beide sprachen kein Wort, als sie das Zimmer verließen; sie merkten in ihre Gedanken versunken nicht, wie sich ein Schatten von der Wand löste, sie schritten stumm die Treppe hinab.

Endlich sagte der Arzt, schwer aufatmend: „Das war ein wunderbares Wiedersehen, ein wunderbares Abschiednehmen. Aber ich gebe die Hoffnung nicht verloren, Mathilde; es müssen einst bessere Zeiten für Dich kommen. Laß mich im Stillen daran arbeiten."

„Ja," sagte sie, zum Lachen sich zwingend, während ihre Stimme fast in Thränen erstickte, „wenn ich alt und runzelig geworden, und Luise nichts dagegen einzuwenden haben wird, wenn ich in Deinem Hause wohne, das können schöne Tage werden."

Sie standen vor dem Wagen. Er hob sie samt ihrem Kinde rasch in denselben, küßte sie dabei noch einmal aufs leidenschaftlichste, wandte sich ab und warf die Wagenthüre mit großer Heftigkeit zu, während im Innern des abfahrenden Fuhrwerks ein nicht mehr bezwungenes

Schluchzen verklang. Der Wind pfiff höhnisch die Straße herab.

Einige Augenblicke lang sah der Arzt sinnend dem fortrollenden Wagen nach, dann schritt er langsam weiter, nur noch einige Kranke zu besuchen. Mächtig drang die Jugendzeit in seine Brust, süße Erinnerungen küßten ihn, als er durch die nächtigen, kalten Straßen wandelte. Selbst die Schmerzen jener Zeiten, wie liebenswürdig sahen sie ihn jetzt an, es war doch schön, als er um die Geliebte geweint; als er sich von ihr betrogen glaubte, war die Romantik seiner Studentenzeit auf dem Gipfel angelangt. Die Gedichte, die er in jenen Tagen verfertigte, und der Trost der Kameraden, und die enormen Quantitäten Bier, in welchen er seine Leiden zu ertränken suchte! Ach! wie unbeholfen er ihr damals seine Neigung zu verstehen gab, er erinnerte sich dessen noch ganz gut. Er war mit Mathilde auf einem Balle zusammengetroffen und suchte sich ihr beim Nachhausegehen trotz Reuters Dazwischentreten zu nähern. Und dann kamen andre Tage; Mathilde war in der Ferne; Luisens Mutter wußte ihm so geschickt zu schmeicheln und er war so kurzsichtig.

Das waren trübe Bilder, die jetzt vor ihm aufstiegen. Er mußte daran denken, wie man seine

Schwächen zu benutzen verstand und dann sah er das zertrümmerte Leben Mathildens wie eine Wüste vor sich liegen, ein zerfallener Tempel, gestürzte Säulen, einige noch ragend, unheimlich von der düsterroten Sonne beleuchtet. Er schämte sich seines Weibes, ja, das gestand er sich; er fühlte, wie er errötete, sobald er an sie dachte, und doch wußte er, daß sie ihn liebe, daß es seine Pflicht sei, ihr das Dasein freundlich zu gestalten.

Er hatte noch nicht das Ende der Straße erreicht und wollte eben in ein Haus treten, in welchem ein Patient ihn erwartete, als eine dunkle Gestalt seine Schritte hemmte. Er versuchte um die regungslos Dastehende einen Bogen zu beschreiben, als dieselbe plötzlich auf ihn zuschritt, vor ihm stehen blieb und mit zitternder Stimme: „Adolf!“ flüsterte. Es war Luise, die dicht verschleiert vor ihm stand.

„Du hier?“ rief der Erstaunte, „was treibst Du Dich zu dieser Stunde noch auf der Straße umher?“

„Ich hatte noch eine Bestellung zu machen,“ sagte sie mit erzwungener Gleichgiltigkeit, „ich bin eben auf dem Heimweg.“

„Daß Du mir künftighin Deine Bestellungen am Tage besorgst,“ entgegnete er barsch, „komm’, ich will Dich nach Hause führen.“

„Nein!“ hauchte sie, „wir sehen uns ja bald wieder, lieber Adolf — nicht wahr? Verzeihe mir, lieber Adolf, ich will Dir gewiß nie wieder eine böse Stunde bereiten!“

„Laß doch diese sentimentalen Auseinandersetzungen auf der Straße,“ sagte er ärgerlich, da er merkte, wie sie mit Thränen kämpfte, „zu Hause wollen wir uns um den Hals fallen und uns gegenseitig vergeben. Hier zieht’s, und die Leute würden lachen.“

„Ich war ein thörichtes Weib,“ sagte sie kaum hörbar, und es war als neige sie ein leiser Hauch zu ihm hin. Dann schlug sie den Schleier zurück und sah ihn mit ein paar Augen an, deren Glanz etwas Sehnsüchtiges und dabei Blindes, Irres hatten, wie traumverloren ruhten diese schwarzen, immer größer werdenden Pupillen auf seinem Gesicht und ihn durchschauerte plötzlich der Gedanke, er sähe durch diese Augen in die Unendlichkeit einer andern Welt. Ein unbehagliches Reuegefühl griff in ihm Platz.

„Sei jetzt vernünftig, mein Kind,“ sagte er milder, „uud laß uns nach Hause gehen. Du weißt ja, daß ich Dir nie ernstlich böse sein kann.“

Er wollte ihren Arm fassen, sie aber griff mit beiden Händen nach seinem Haupte, streichelte ihm

leise Stirn und Wangen und flüsterte vor sich hin: „So, und so sage ich Dir Lebewohl; Du sollst glücklich werden, Adolf, glücklich!“ Dann ordnete sie hastig seine Kravatte, die in Unordnung geraten war und sagte noch: „Lebwohl! wir sehen uns wieder. Segne Euch Gott!“

Hierauf eilte sie rasch von dannen. Hellter, der ihr folgen wollte, wurde in diesem Augenblick von einer aus dem Hause tretenden Magd festgehalten, die man nach ihm geschickt; der Patient sei sehr schlimm, warum er so lange auf sich warten ließe. Sie wird den Weg auch ohne mich finden, dachte er und folgte der Magd in das Haus des Kranken.

Als die Krankenbesuche beendet und Adolf in seiner Wohnung angekommen war, lagen die peinlichen Stimmungen bereits hinter ihm, das Behagliche seiner Häuslichkeit verscheuchte die Gespenster, zeigte ihm, daß wonnige Weiblichkeit ihn umgab. Und sie, die kleine Zauberin, die in diesen Räumen waltete, wo weilte sie? Die Lampe stand auf dem Schreibtisch, lächelnd sah er in den grünschimmernden Schirm und dachte darüber nach, wie das Schicksal doch vielleicht besser für ihn gesorgt, als er selbst vermocht hätte — wärst du mit Mathilden glücklicher geworden wie mit ihr?

Brauchtest du nicht ein Weib, das dem Kinde näher steht als dem Mann? Ein Bedürfnis, die rauhen Worte, die er ihr heute gegeben, durch freundliche zu ersetzen, überdrang ihn, er klingelte und fragte die eintretende Magd, wo sich Luise befände. Sie sei vor etwa zwei Stunden hier gewesen, sagte die Magd.

„Nun?" frug er, „ist sie noch nicht zurückgekehrt?"

„Nein," entgegnete das Mädchen beklommen. „Wir hörten, daß sie sich viel hier in Ihrem Studierzimmer zu schaffen machte, es schien als schriebe sie, manchmal murmelte sie auch einige Worte vor sich hin, die wir nicht verstanden. Ich klopfte an, gleich darauf kam sie, um, wie sie sagte, noch einen Spaziergang zu machen. Als ich sie bat, sich auszuruhen und zu Hause zu bleiben, sagte sie, ich ruhe mich aus — ich gehe nach Hause! Das sagte sie dreimal hintereinander, jedesmal bestimmter. Der Ausdruck in ihren Augen erschreckte mich so sehr, daß ich nicht wagte weiter in sie zu dringen, ich blieb wie angewurzelt stehen. Als sie an die Hausthür gekommen, rief ich sie noch einmal zurück: auf dem Schreibtisch — das war ihr letztes Wort, dann verschwand sie in der Dunkelheit."

Adolfs Herz stand während dieser Erzählung still, eine furchtbare Ahnung stieg in ihm auf, er wollte sich bebend von seinem Sitze erheben, um sogleich das Haus zu verlassen, Nachforschungen anzustellen. Bei der Bewegung des Aufstehens streifte sein Ellbogen einen Brief von der Tischplatte, er hob ihn auf, überflog ihn und sank machtlos mit dem Aufruf: Helft, eilt! in den Sessel zurück.

Draußen aber heulte über die öde Ebene der Herbststurm dunkle, geheimnisvolle Wehklagen; die Telegraphenstangen summten, sangen von einem jungen, warmblütigen Leben, auf das der kalte Regen unerbittlich herabgoß, und wenn der Mond zuweilen übernächtig, kläglich aus den jagenden Wolkenphantomen hervorlugte, schrak er vor einem blassen, sehr blassen Frauenantlitz zurück — stille — laßt sie schlummern — stört sie nicht!

Im gleichen Verlage erschien:

Von **Wilhelm Walloth**:

Der Dämon des Neides. Roman aus der Gegenwart. 1889. 489 S. 8°. Brosch. 6 Mk. Geb. 7 Mk.

Neue Dramen: „**Semiramis.** — **Das Opfer.** — **Alboin.**" 1891. 246 S. 8°. Brosch. 4 Mk.

Marino Falieri. Trauerspiel in fünf Akten. 1888. 112 S. 8°. Brosch. 2 Mk.

Der Gladiator. Historischer Roman aus der Zeit Kaligulas. 1888. 353 S. 8°. Brosch. 6 Mk. Geb. 7 Mk.

Gesammelte Gedichte. Zwei Teile. 1890. 282 S. 8°. Brosch. 4 Mk. Geb. 5 Mk.

Separate Ausgabe:

Teil I enthält: **Dichtungen.** 1889. 133 S. 8°. Brosch. 2 Mk. Geb. 3 Mk.

Teil II enthält: **Gedichte.** 1886. 140 S. 8°. Brosch. 2 Mk. Geb. 3 Mk.

Johann von Schwaben. Trauerspiel in fünf Akten. 1888. 124 S. 8°. Brosch. 2 Mk.

Ein Liebespaar. Roman aus der Geschichte Venedigs. 1892. 261 S. 8°. Brosch. 5 Mk. Geb. 6 Mk.

Ovid. Historischer Roman. 1890. 282 S. 8°. Brosch. 3 Mk. Geb. 4 Mk.

Gräfin Pusterla. Trauerspiel in fünf Akten. 1886. 114 S. 8°. Brosch. 2 Mk.

Das Schatzhaus des Königs. Ein Roman aus dem alten Ägypten. In drei Bänden. 1883. 154, 147, 142 S. 8°. Brosch. 10 Mk. Geb. 11 Mk.

Seelenrätsel. Roman aus der Gegenwart. 1886. 234 S. 8°. Brosch. 6 Mk. Geb. 7 Mk.

Am Starnberger See. Novelle. 1887. 136 S. 8°. Brosch. 1 Mk.

Tiberius. Historischer Roman in zwei Bänden. 1890. 334, 230 S. 8°. Brosch. 9 Mk. Geb. 10 Mk.

Schriften. Fünf Bände. Brosch. 15 Mk. Geb. 20 Mk.

Separate Ausgabe:

1. Band: **Oktavia.** Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. Zweite Auflage. 1889. 419 S. 8°. Brosch. 6 Mk. Geb. 7 Mk.
2. „ **Paris, der Mime.** Historischer Roman aus der Zeit Domitians. 1886. 332 S. 8°. Brosch. 6 Mk. Geb. 7 Mk.
3. „ **Seelenrätsel.** Roman aus der Gegenwart. 1886. 234 S. 8°. Brosch. 6 Mk. Geb. 7 Mk.
4. „ **Aus der Praxis.** Roman. 1887. 226 S. 8°. Brosch. 5 Mk. Geb. 6 Mk.
5. „ **Dramen.** 1888. 114, 124, 112 S. 8°. Brosch. 4 Mk.

Inhalt: Gräfin Pusterla. — Johann von Schwaben. — Marino Falieri.